



dtv

Chaplins Katze,
 Clintons Kater

und viele andere verkannte Miezen

Von Helga Dudman

Helga Dudman

**Chaplins Katze,
 Clintons Kater**

und viele andere verkannte Miezen

Aus dem Englischen von
Ulrike Seeberger

Deutscher Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe
November 2000
Deutscher Taschenbuch Verlag
GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de



© 2000 Carta, Jerusalem
Titel der israelischen Originalausgabe:
True Cats' Tales of Famous Friends Puss in Books
(Carta Publishing Ltd. Jerusalem)
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2000 Deutscher Taschenbuch Verlag
GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: © The Image Bank/Ute Winsenfeld
Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg
Druck und Bindung:
C.H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 3-423-20376-5

Es gibt kaum eine Berühmtheit, die nicht vom positiven Einfluss ihrer samtpfötigen Gefährten schwärmt. E.T.A. Hoffmann hat Kater Murr als Erzähler gewählt, um über das Leben zu rasonieren, auch Doris Lessing und Katherine Mansfield haben ihre Liebe zu Katzen in ihren Werken verarbeitet. Schrödinger hat sich einer recht bedauernswerten Katze bedient, um das Wesen der Quantenphysik zu erläutern. Vor allem die Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind durch die Anwesenheit eines oder mehrerer schnurrender Fellbündel zu geistigen Höhenflügen inspiriert worden. Oder waren es vielleicht die Katzen selbst, die die Nähe schöpferischer Menschen gesucht haben? Helga Dudman versucht das Geheimnis der Katzen zu ergründen, indem sie die Biografien der Prominenten aus Kunst, Politik und Wissenschaft – und ihrer Katzen – charmant und unterhaltsam nacherzählt.

Helga Dudman wurde 1924 in New York geboren. Sie schrieb Artikel für die ›Vogue‹ und war Werbetexterin in New York und London. Seit 1958 lebt sie als freie Autorin in Israel und schreibt Reportagen für die ›Jerusalem Post‹. Ihr erstes Buch, eine Biografie über Ruth Dayan, wurde auch ins Deutsche übersetzt. Buchveröffentlichungen u. a.: ›Schopenhauers Pudel, Hitchcocks Terrier und 67 andere verkaufte Hunde‹ (1998).

Einleitung

Leute, die mit Katzen zusammenleben, sind eine Subspezies der Menschheit, die durch ihre Vielseitigkeit, ihre überraschenden Merkmale und ihren mysteriösen Wesenszug besticht – und durch die Theorien, mit denen man sich diese Vielseitigkeit zu erklären versuchte. Mit Leichtigkeit lässt sich alles Mögliche über die verschiedensten Katzenrassen herausfinden, doch bisher gibt es kein Standardwerk über außergewöhnliche Katzenbesitzer, das andere Katzenarren darüber informieren könnte, wie sie in diese riesige Gruppe von Menschen passen.

Es gibt ausgezeichnete Bücher, die über die mannigfaltigen Aspekte der Katzen informieren. Über ihre Geschichte: Im alten Ägypten wurden sie verehrt, im Mittelalter mit den Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, um sich dann nach und nach ihren Platz in der Gesellschaft zurückzuerobern und in Europa wahrhaft aristokratische Höhen zu erklimmen, wobei sie weiterhin ihrem Beruf als Mäusefänger nachgingen. Über ihre Prominenz in Literatur und Kunst, in der Werbung und im Film. Über ihre Ernährung und tägliche Pflege. Da diese Themen andernorts bereits erschöpfend behandelt wurden, wird sich dieses Buch mit ihnen nicht weiter befassen.

Stattdessen können sich Katzen liebende Leser und Leserinnen hier näher über die Biografien einer sehr gemischten Gesellschaft außergewöhnlicher Katzenfreunde informieren – über ihre Persönlichkeit, ihre Berufe, ihre Pelze (Pardon: ihre Mäntel!) und, falls entsprechende Daten zur Verfügung stehen, über ihre Pflegegewohnheiten, ihre

Geselligkeit, ihren Charme, ihre Mäkeligkeit beim Essen und so weiter und so weiter.

Viele dieser berühmten – öfter noch: ehemals berühmten – Katzenbesitzer wurden schon in bereits veröffentlichten Büchern kurz erwähnt. Aber andererseits: Wer weiß heute schon noch etwas über Florence Nightingale, eine der außergewöhnlichsten und wichtigsten Frauen, die je gelebt haben, die ihre Welt auch mit an die sechzig Katzen teilte?

Wenn man auf der Straße oder auf dem Sofa eine Katze sieht, dann identifiziert man diese sicherlich relativ zweifelsfrei als Katze. Aber wenn man einen menschlichen Katzenliebhaber auf der Straße – oder auf einem Sofa – sieht, dann gibt es keine sichere Methode, ihn als solchen zu identifizieren, denn die menschlichen Gefährten der Katzen sind ein verwirrend gemischter Haufen Leute. Gemeinsam ist ihnen eigentlich nur die (manchmal zur Besessenheit gesteigerte) Zuneigung zur Katze – *Felis domestica* – oder wie manche Experten es vorziehen: *Felis catus*.

Trotz aller detaillierten offiziellen Zuchtcharakteristika sind Hauskatzen (im Gegensatz zu Löwen, Tigern, Leoparden, Jaguaren und all ihren anderen Anverwandten) unter dem Fell beinahe alle gleich. Das Skelett der Katze unterscheidet sich kaum von einer Rasse zur anderen. Sicher hätten die Züchter, wenn sie eine solche Veränderung zuwege gebracht hätten, sonst bereits eine Katze produziert, die in eine Kaffeetasse passt. Die sichtbaren Unterschiede – in Länge oder Färbung des Fells, Ohrengroße, Augenfarbe, Aussehen der Pfoten und des Schwanzes, Rundung des Rumpfes – sind nur oberflächlich. Im Gegensatz dazu variiert beim Hund (dieses Wort wird auf den nächsten Seiten noch öfter auftauchen) die Größe vom Bernhardiner bis zum Yorkshireterrier. Und wer könnte glauben, dass diese beiden zur gleichen Spezies gehören?

Einzelne Katzen unterscheiden sich voneinander aufgrund ihrer Umgebung, ihres Schicksals und ihrer individuellen Persönlichkeit. Es gibt reiche, überfütterte, verzogene Katzen mit computergesteuertem Katzenklo und elektronischen Fellbürsten. Und es gibt halb verhungerte, misshandelte Streuner. Natürlich unterscheiden sich auch die Kater von den Katzen. Aber auf beinahe alle sterilisierten Katzen, die ein bisschen Glück haben, treffen fast alle Adjektive zu, mit denen man die Gattung beschreibt: elegant, peinlich sauber, unberechenbar, unabhängig, selbstgefällig, geheimnisvoll, dressurresistent, faul, verspielt, unnahbar, entrückt, egozentrisch, schwatzhaft. Und alle sehen sie zart und zerbrechlich aus, obwohl ihre Lebenserwartung meist doppelt so hoch ist wie die eines Hundes (und keiner weiß genau, warum).

Katzenzüchter lassen uns wissen, dass zum Beispiel die Burmakatze eine »freundliche Persönlichkeit« besitzt, die Abessinierkatze »verspielt und aktiv« ist, die Siamkatze »wach und intelligent«, und die rote Kurzhaarkatze »männlich und muskulös, aber von zierlicher Erscheinung«. Und so weiter, wobei die Mischlingskatzen von ihren Besitzerinnen beste Noten für ihre Intelligenz und Gewitztheit und ihr Talent zur Geselligkeit bekommen.

Doch die Zusammenstellung dieser Variationen zum Thema Katze ist ein bloßes Kinderspiel verglichen mit dem Auffinden und der Beschreibung der unzähligen Katzengefährten, aus denen sich diese menschliche Untergattung auf der ganzen Welt zusammensetzt. (»Katzenbesitzer« ist nämlich nicht ganz das richtige Wort, wenn auch manchmal beim Wohnungswechsel von Katzen mit Stammbuch größere Geldbeträge eine Rolle spielen.)

Was sind das für Menschen, die Katzen mögen? Wir könnten genauso gut erst einmal kurz das Gegenteil untersuchen: Was

für Menschen hassen Katzen? »Felinophile« im Gegensatz zu »Felinophoben«? Viele Leute können einen Hund gerade eben noch ertragen. Wenn es um Katzen geht, sind die Gefühle meist sehr viel extremer.

Dafür hat man unzählige Erklärungen vorgelegt, von gelehrten Abhandlungen über Sprichwörter bis hin zu einfachen Verhaltensmaßregeln. Katzen sind was für Mädchen, Hunde was für Jungen. Künstler mögen Katzen, Soldaten Hunde. Hunde sind Prosa, Katzen Lyrik. Ein Problem bei diesen Deutungsversuchen ist, dass viele Katzenfreunde auch Hunde mögen. Bedeutet das etwa, dass sie, was Vierbeiner betrifft, unter einer gespaltenen Persönlichkeit leiden?

Oder man kann die fast unglaublichen Schlussfolgerungen aus einer amerikanischen Marktforschungsstudie zum Thema Katzenmenschen heranziehen. Katzenfreunde, hat man dort herausgefunden, leben meist nicht allein, sondern in Familien mit fünf oder mehr Personen. Außerdem hören dieser Studie zufolge Katzenmenschen mit Vorliebe im Radio Acid Jazz! Seltsam. Denn Katzen haben sehr feine Ohren, und man sollte eigentlich annehmen, dass sie ihren Acid-Jazz-Wohnsitz daher in kürzester Zeit verlassen würden.

Katzen als »Spürhunde«

Katzen übernehmen in diesem Buch eine ungewöhnliche Rolle: Sie helfen uns wie Spürhunde, etwas wiederzufinden. Die meisten Hunde apportieren ganz automatisch alles, ob es nun ein Ball oder ein Fasan ist, während Katzen ganz anders jagen und sich kaum je die Mühe machen, ihrer Beute hinterher zu rennen. Sie bringen einem vielleicht einmal eine tote Maus als Geschenk, aber das ist dann keine Maus, die man vorher selbst geschossen oder ihnen hingeworfen hat. Nun

sollen uns die Katzen jedoch helfen, eine ganze Ruhmeshalle voller berühmter Persönlichkeiten wieder aufzuspüren – und dabei so manche aus der Versenkung zu retten, in die sie die Informationsflut unserer Zeit gespült hat. Natürlich erhebt diese Auswahl keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, denn Geschichte und Kulturgeschichte sind wesentlich zahlreicher mit Katzen bevölkert, als man meinen würde.

Mancher Leser möchte sicher seine Lebensziele mit denen der hier aufgeführten VIP-Katzenmenschen vergleichen. Wer malen möchte, holt sich am besten eine Katze ins Haus. Katzen sind auf vielen berühmten Gemälden abgebildet und haben einigen bekannten Malern Eingang in dieses Buch verschafft. In einem spielerischen modernen Ansatz wurden uns die Tiere sogar selbst als Maler präsentiert: Einige erschienen mit ihren Gemälden im deutschen Fernsehen und in dem Buch ›Warum Katzen malen‹. Wer Dichter sein will, sollte sich eine Katze zulegen. Wer sich auf Krimis oder Science-Fiction verlegen will, sollte sich ebenfalls eine Katze zulegen. Heutzutage besitzen viele Detektive in Krimis Katzen und es ist sogar schon so weit gekommen, dass Katzen die Fälle selbst aufklären – siehe malende Katzen weiter oben.

Aldous Huxley, einstmals Bestsellerautor, hat einmal gesagt: »Wenn Sie psychologische Romane schreiben und Menschen schildern möchten, dann halten Sie sich am besten ein paar Katzen.« Auf der Schulter von Henry James soll eine Katze gesessen haben, während er schrieb. Auf vielen Bildern von Sir Walter Scott hockt sein herrschsüchtiger Kater Hinse of Hinsfield auf dem Schreibtisch; dieser Kater versetzte zwar die meisten Riesenhunde des Gutes in Angst und Schrecken, kam aber schließlich in einem Kampf mit einem Bluthund ums Leben.

Agnes Repplier, früher einmal die ungekrönte Königin der amerikanischen Essayistinnen, hatte beim Schreiben stets ihre

Katze Agrippina auf dem Schreibtisch sitzen. Ihre Themen waren vielfältig und hatten oft Bezug zu Katzen. Der Name Agrippina stammte, wie Repplier und ihr Zirkel schon von Kindesbeinen wussten, von einer römischen Adligen, die hungers starb, im Gegensatz zu Reppliers wohl genährter, zufriedener Katze.

Zum Thema Hunde schrieb Repplier: »Besser schön sein, als Sachen zu apportieren.« Sie starb 1950 im Alter von 95 Jahren. Agrippina und deren stetigen Beitrag zur sanften Entspannung (ein Extra-Pluspunkt für jeden älteren Menschen) hatte Repplier ein halbes Jahrhundert zuvor verewigt: »Wenn sie gefrühstückt und sich geputzt hat und dann zwinkernd in der Sonne sitzt und mich mit liebevoller Verachtung mustert, dann fühle ich mich durch ihre absolute, grenzenlose Lebensfreude besänftigt.«

In Frankreich war Colette die perfekte Chronistin des Lebens, der Liebe und der Katzen. Ihr erstes Buch, das 1904 erschien, handelte von Kiki, einem Angorakater, und seinen »Dialogen« mit Toby, einer französischen Bulldogge. Die beiden waren auch im richtigen Leben Gefährten der Colette. Das Buch wimmelt nur so von belehrenden Kommentaren, die Kiki dem Hund zuteil werden lässt: »Eine Katze ist ein Hausgast, kein Spielzeug. Versuche einmal, meine heitere Abgeklärtheit zu imitieren.«

In dem vorliegenden Buch wird unter all den genannten Katzenfreunden unter anderem ein amerikanischer Macho, Trunkenbold, Weiberheld und Schriftsteller auftreten, der den Sprachstil nach dem Ersten Weltkrieg maßgeblich mitgeprägt hat – und 35 Katzen hatte. Dann ein amerikanischer Präsident und Kriegsheld, dessen Katze eine echte Attraktion im Weißen Haus war (eine von vielen). Und ein Papst aus dem 18.

Jahrhundert, der im Vatikan viele Katzen verzärtelte. Wer nur zwei der Namen errät, bekommt den großen Katzenorden.

Viele berühmte Katzenmenschen hatten große emotionale Probleme. Aber das erlaubt natürlich keinerlei Rückschlüsse auf einen Zusammenhang zwischen Katzen und Neurosen. Denn ohne Katzen wären die Ärmsten vielleicht noch schlechter dran gewesen. Und wie wir alle wissen, sind auch viele berühmte (und nicht so berühmte) Leute, die *keine* Katzen haben, ziemlich verstört.

Wenn eine Katze neun Leben haben soll, dann gilt das Gleiche für viele einstmals berühmte Katzenfreunde – nicht im Sinne eines langen Lebens (obwohl manchmal auch dieser Eindruck entstehen könnte), sondern weil sie so viele Leben parallel führten. Auf den folgenden Seiten werden Personen geschildert, die im Berufsleben Hervorragendes geleistet haben: in der Logik plus Dichtkunst plus Politik plus Malerei plus Pädagogik und Botanik – Menschen mit Interessen und Fachwissen in einem riesigen Spektrum von Berufen, Vielfachbegabungen, die in unserem heutigen Zeitalter des langweiligen Spezialistentums leider verschwunden sind.

Noch ein Wort zu Menschen, die es nicht mit einer Katze im gleichen Zimmer aushalten können. Da gibt es die Allergiker (oder sollten das psychologische Probleme sein, mysteriöse Erinnerungen an die satanische Vergangenheit der Katze?). Und dann gibt es schlicht Katzenhasser. Darunter war zum Beispiel angeblich Alexander der Große, der ein Hundefreund war. Und Königin Elisabeth I. von England. Napoleon mochte Hunde und hasste Katzen, bekam schon Schweißausbrüche, wenn er nur ein Kätzchen von fern sah. Genauso ging es seinem Biografen Hilaire Belloc. Auch Mussolini hasste einigen (wenn auch nicht allen) Quellen zufolge Katzen von Herzen. Ebenso der Komponist Meyerbeer und die Tänzerin Isadora Duncan (weil Katzen noch graziöser und leichtfüßiger

waren als sie?). Voltaire, dessen Mätresse ihren Hund heiß und innig liebte, behauptete, Katzen könnten nicht sehr viel wert sein, da im Gegensatz zu Hunden kein einziges Sternbild nach ihnen benannt sei.

»Kennt irgendjemand Katzen? Glauben Sie zum Beispiel, dass Sie Katzen verstehen?« Diese Frage stellte vor achtzig Jahren (zum tausendsten, zum zigtausendsten Mal?) ein berühmter deutscher Dichter. Er formulierte diese Frage ein wenig nachdenklich im Hinblick auf einen französischen Maler, der sich später »König der Katzen« nennen sollte. Beide werden hier vorgestellt werden.

Alles lief bei ihm auf die Frage hinaus, ob Katzen tatsächlich existieren – das oftmals erwähnte, überirdische, höchst mysteriöse Wesen der Katze. Besonders unverdünnt ist dieses Charakteristikum in jener »mystischen« Katze verkörpert, die ein mit dem Nobelpreis ausgezeichnete theoretischer Physiker aus dem Hut gezaubert hat, um uns die Quantenphysik näher zu bringen.

In unserer schnelllebigen Zeit sind Hauskatzen in der Beliebtheitsskala an den Hunden vorbeigezogen – sogar in England, dem traditionellen Hundeland. Katzen sind viel leichter zu pflegen und im Gegensatz zu Hunden regen sie sich auch nicht auf, wenn man morgens aus dem Haus geht. Man muss nicht mit ihnen spazieren gehen – was allerdings den Besitzern nicht unbedingt gut tut. Katzen strahlen Ruhe aus, wenn sie nicht gerade ihr Fressen einfordern, im Gegensatz zur ungestümen Freude eines Hundes bei der Rückkehr von Herrchen oder Frauchen. Der geneigte Leser wird einigen Persönlichkeiten aus dem politischen Leben begegnen, die für die beruhigende Funktion der Katze ein beredtes Zeugnis ablegen.

Einige VIPs, die auf den folgenden Seiten auftauchen, sind bereits im Parallelband ›Schopenhauers Pudel, Hitchcocks Terrier und 67 andere verkannte Hunde‹ erschienen – Personen, die die Weisheit und das große Glück hatten, sowohl Katzen als auch Hunde zu lieben. Zum Beispiel hegte Winston Churchill, der immer so sehr mit seinen Hunden identifiziert wird, auch zu seinen Katzen eine tiefe Zuneigung. Er ist im vorliegenden Buch nicht mit einem eigenen Eintrag vertreten, sondern erscheint nur im Zusammenhang mit seinem guten Freund, dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau, der den Spitznamen »Tiger« trug.

Im Folgenden noch eine kleine Auswahl von Zitaten aus dem Munde einstmals berühmter katzenfreundlicher Persönlichkeiten:

Jean Cocteau: »Ich liebe Katzen, weil ich mein Zuhause liebe, und nach einiger Zeit entwickeln sich Katzen zur unsichtbaren Seele des Heims.«

Saki (H. H. Munro, der Klassiker unter den Katzenschriftstellern): »Der ist... ein echter Träumer, dessen Philosophie schlafen und schlafen lassen ist.«

Erasmus Darwin: »Respekt vor Katzen ist der Anfang jeglichen Sinnes für Ästhetik.«

Henry David Thoreau: »Was für Philosophen sind wir, die wir nichts über den Ursprung und das Schicksal der Katzen wissen?«

Albert Schweitzer: »Es gibt zwei Methoden, dem Elend des Lebens zu entfliehen: Musik und Katzen.«



GIORGIO ARMANI, italienischer Topdesigner um die sechzig, in dessen geschmackvoll gestalteter Umgebung sich stets fünf oder sechs herrliche Perserkatzen aufhalten. Sein neuester Liebling ist ein teuer aussehendes graues Wesen namens Annibale.

Der nachdenkliche Designer zieht eindeutig die Katzen den Hunden vor, wohl ausschließlich aus Design-Erwägungen. Katzen, so hat Armani der Presse versichert, »haben genau die Eigenschaften, die ich bei Frauen am meisten schätze – Eleganz, Unabhängigkeit, Charakterstärke – und Unbelehrbarkeit.« (Wahrscheinlich meint er damit die Unfähigkeit, sich dressieren zu lassen, denn Frauen lassen sich ja durchaus – ab und zu – belehren.)

Es versteht sich von selbst, dass Armanis Katzen Perserkatzen sind. Die sind das Nonplusultra der Katzenaristokratie mit ihrem wunderschönen, langen, schimmernden Fell, ihrem entzückenden Gesichtsausdruck, ihrem runden Köpfchen, den großen Kulleraugen und den kleinen Ohren, dem riesigen gerüschten Halskragen und dem buschigen Schwanz. Eben genau wie Frauen, oder? Und mit Haarbüscheln auf den Ohren. Und an den Pfoten. Natürlich müssen sie, wie das Züchterhandbuch mahnt, täglich sorgfältig gepflegt werden: »Sie wissen, dass sie wunderschön sind, und posieren gerne vor einem Hintergrund, von dem sie sich

vorteilhaft abheben.« Alle Farben sind erlaubt. Ihr Herkunftsland ist umstritten. Afghanistan? Persien? China? Russland?

Zeitgleich mit der Eröffnung eines neuen Armani-Salons auf der Madison Avenue in New York tobte – hauptsächlich in der Presse – eine Debatte über die Zukunft der Mode. Ist die Mode tot (wie vor nicht allzu langer Zeit die Diagnose auch für die Disziplin Geschichte lautete)? Kaufen Frauen – und in zunehmendem Maße auch Männer – ihre Kleidung heute anders, lassen sich nicht mehr wie früher von oben diktieren, was sie tragen sollen? Jedenfalls gibt es in einem Armani-Salon immer nur genau ein Exemplar eines Anzugs oder Kleides. Warum? Weil die Botschaft eindeutig sein muss: Armani-Artikel sind exklusiv – und wenn Sie einen tragen, dann müssen Sie niemals die Erfahrung machen, dass Sie zu Ihrem unendlichen Kummer auf einer Party jemandem über den Weg laufen, der genau das Gleiche anhat. Daraus folgt, dass es die jederzeit makellos in ihren herrlichen Pelz gekleideten Perserkatzen zu Hause beim großen Meister viel besser haben. Sie mögen ja »unbelehrbar« sein, aber wenigstens brauchen sie seine hohen Rechnungen nicht zu bezahlen.

MATTHEW ARNOLD (1822-1888), dessen Perserkatze Atossa durch ein Gedicht Unsterblichkeit erlangte, das sie sich mit einem Papagei teilen musste. Arnold war ein berühmter englischer Schriftsteller und Erzieher, der in vielerlei Beziehung bemerkenswert ist – unter anderem dadurch, dass sein Name auch heute noch in unzähligen Aufsätzen auftaucht. Im Hundebuch ist seine Biografie umrissen und dort finden sich auch Ausschnitte aus einem Gedicht zum Tode seines Dackels Geist.

Arnold liebte alle Lebewesen. Und die romantische Liebe und die Bildung und das Wissen und die lateinische Sprache. Der Papagei Matthias im Gedicht ›Matthias und Atossa‹ scheint auch ohne literarische Unterstützung schon relativ unsterblich gewesen zu sein, während Arnolds Perserkatze Atossa, die Matthias so lange von der anderen Seite der Käfigstangen beäugt hatte, bereits gestorben war. »Ärmster Matthias!«, beginnt Arnolds Gedicht, »wollt Ihr mehr als Mitleid? Einen Reim?« (Man merke: Arnold spricht seinen Papagei mit »Ihr« an!)

Freunde, die uns näher standen als der Vogel,
Haben wir doch ohne das geringste Wort verlassen.
Rover mit dem guten braunen Hundehaupt,
Beste Atossa, Ihr seid beide tot.

Tot seid Ihr, und weder Vers noch Prosa
Erzählen noch von Euren Ruhmestaten...

Aber Ihr, Matthias (die deutsche Form von Arnolds englischem Vornamen, wie elegant und unmerklich er uns doch immer wieder Bildung einflößt!), Ihr kanntet sie noch, als sie »alt und grau« waren,

Kanntet sie in ihrem traurigen Verfall,
Ihr habt einst Atossa weise stundenlang
Bei Eurem Käfig sitzen sehen...

Und seid aufgeregt krächzend hin und her gehüpft, dummer Vogel (spielte hier Matthew oder Matthias Arnold vielleicht ironisch auf seine eigenen umfangreichen Aufsätze und Ermahnungen an?), während Atossa, die Katze, sich nie vom Fleck rührte.

Sie war ganz im Fell versunken
Beäugte Euch mit resignierter Seele
Und Ihr dachtet, Katzen wären wohlgesonnen!

Ja, Ihr langlebiger, aber ziemlich blöder Vogel, Katzen sind
nicht von Natur aus wohlgesonnen. Nein, sie sind

Grausam, aber stets beherrscht und still
Stumm und unerforschlich, aber hehr.

Woher hatte der Dichter den Namen für seine verstorbene Perserkatze? Nun, Arnold erwartete natürlich von seinen Lesern, dass sie dessen Bedeutung kannten. Atossa war die Gattin des Perserkönigs Darius und die Mutter von Xerxes, der im fünften Jahrhundert vor Christus erfolglos versuchte Griechenland zu erobern.

Wenn man versucht, Atossas persische Ahnentafel zu entwirren, kommt man ohne den gebildeten Herrn Arnold allerdings in Teufels Küche. Denn sie erscheint in der Geschichtsschreibung auch als Tochter von Artaxerxes II. des ältesten Sohnes von Darius II. der 359 v. Chr. starb. In bester Katzentradition verbrachte Artaxerxes seine letzten Lebensjahre »mit den Freuden seines Harems«. Noch komplizierter wurde die Angelegenheit, weil er sich zu allem Überfluss in seine Tochter Atossa verliebte (bei den alten Persern galt wie bei den neuzeitlichen Perserkatzen eine Ehe zwischen nahen Verwandten nicht als Inzest). Und Katzen sollen unmoralisch sein?

Aber damit ist Arnolds kleine Unterrichtsstunde für uns Heutige beileibe noch nicht zu Ende. Atossa taucht nämlich auch in Alexander Popes ›Moral Essays‹ auf, einer Sammlung von vier »ethischen Gedichten«, die um 1730 erschien. Pope (der seine Dänische Dogge innig liebte) hatte mit seiner

Darstellung der Atossa die Herzogin von Marlborough gemeint. Es ging das allerdings nie bewiesene Gerücht, Pope habe größere Geldbeträge eingestrichen, um die Darstellung der Atossa zwanzig Jahre lang nicht zu veröffentlichen.

Arnold besaß auch eine Katze, die schlicht Blacky hieß, und eine Perserkatze namens Toss. Allerdings können wir sicher sein, dass es sich dabei nicht um eine weitere Katze, sondern nur um eine Abkürzung von Atossa gehandelt haben muss. Wir schließen mit den letzten Zeilen aus Arnolds Katzen-Papagei-Gedicht – kristallklar und nachdenkenswert für jeden Katzenliebhaber. Arnold bezog sich damit auf Atossa, die viktorianische Katze, und ihre Angewohnheit, mit unendlicher Geduld beim Käfig des Papageis zu verharren, macht dann aber mit uns einen gewaltigen Sprung aus Persien ein paar Jahrhunderte weiter zu einem römischen Kaiser, der nicht gerade für seine Menschenfreundlichkeit berüchtigt war:

So hätte wohl Tiberius gelauert und gegessen,
Wäre Tiberius ein Katzentier gewesen.



BALTHUS (*1908), in Paris geborener Maler mit einem Faible für die Aristokratie, der sich selbst »König der Katzen« nannte. Als er 13 Jahre alt war, fertigte er eine Reihe von vierzig Tuschezeichnungen an, die die Geschichte seiner kleinen Katze Mitsou erzählten. Die Zeichnungen des Jungen wurden 1921 von einem deutschschweizerischen Verlag veröffentlicht. Das warmherzige, wenn auch ein wenig mystische Vorwort in französischer Sprache stammte aus der Feder des Dichters Rainer Maria Rilke.

Der schmale, elegante Band war schon bald eine echte Rarität. 1984 gab ihn das Metropolitan Museum of Art in englischer Sprache neu heraus. Die Illustration auf dem Rückumschlag des Buches zeigt ein Selbstporträt des erwachsenen Balthus, künstlerisch hager und nicht sonderlich glücklich dreinblickend. Eine Katze reibt zärtlich ihren Kopf am Knie des Malers. Eine (in englischer Sprache) abgefasste Inschrift unten rechts im Gemälde lautet: »Porträt Seiner Majestät des Königs der Katzen, gemalt von Ihm höchstpersönlich« und trägt in römischen Zahlen das Datum 1935.

Balthus, der König der Katzen, bezeichnete sich selbst stets als Herzog mit dem klingenden Namen Balthasar Klossowski de Rola. Aber, wie wir gleich sehen werden, war der Adel frei erfunden.

Balthus, der Knabe, hat nur sehr wenig formelle Schulbildung genossen. In seinem kleinen Buch sehen wir ihn in kurzen Hosen, wie er die ganze traurige Geschichte, das kurze Idyll mit Mitsou, durchlebt. Der Junge findet in der Nähe seines wunderbar eingerichteten Zuhauses im Château de Nyon, das von Dienstboten nur so wimmelte, ein kleines Kätzchen. Er nimmt es mit nach Hause, gewinnt es von Herzen lieb, füttert und verhätschelt es. Maler fürchten sich offensichtlich nicht vor Bazillen: Mitsou schläft auf Balthus' Kopfkissen und sitzt mit der Familie am Esstisch. Natürlich nimmt der Junge Mitsou auch mit auf eine Familienreise nach Genf.

Die Aufregung ist groß, als Mitsou das erste Mal verloren geht. Aber nach unermüdlicher Suche findet der Junge sie wieder. Und dann läuft die Katze fort, und diesmal ist sie für immer verschwunden. Die letzte der vierzig Zeichnungen zeigt den bitterlich weinenden kleinen Buben.

Rilkes Vorwort zur Erstausgabe hat der altkluge Balthus sicherlich immer und immer wieder gelesen – auch wenn Rilkes Schriften, eine Fundgrube für die akademische Analyse, sonst kaum für Kinder geeignet sind. Rilke war ein Freund der Familie. Er war 45 Jahre alt, als er die Einleitung für das Mitsou-Buch schrieb. Bereits wenige Jahre später wurde er Großvater, was ihm beträchtlich zu schaffen machte. Großvater zu sein, glaubte Rilke, hieß, alt zu sein und sich folglich mit Riesenschritten dem Tod zu nähern.

In der Einleitung für das Balthus-Buch beschäftigt sich der Dichter mit Themen wie Tod, Verlust und Unsterblichkeit, alles wunderbar ins Reich der Katzen und des Mysteriösen übertragen. Bei seinem Versuch, den trauernden Jungen zu trösten, nutzt Rilke die Gelegenheit, sich auf das Terrain der metaphysischen Unterschiede im Verhalten von Hunden und Katzen zu wagen.

Zunächst urteilt er die Welt der Hunde und die wohl bekannte Treue dieser Tiere in Bausch und Bogen ab, die »sie dazu zwingt, an den äußersten Grenzen ihres Lebens zu wohnen – durch ihren menschlichen Blick, ihre nostalgischen Schnüffeleien...«

Aber was ist mit den Katzen? »Ihre Welt ist völlig, durch und durch eine Katzenwelt. Glaubst du, sie schauen uns überhaupt an?«, fragt Rilke.

Wusste irgendjemand je, ob sie auf ihrer Netzhaut unsere unmaßgeblichen Gestalten auch nur für einen winzigen Augenblick wahrzunehmen geruhen oder nicht? Während sie uns anstarren, könnten sie uns auch nur auf magische Art aus ihrer Wahrnehmung ausblenden.

Es stimmt schon, gesteht Rilke ein, manche von uns Menschen streicheln Katzen, »geben ihrer Schwäche für schmeichlerische Zärtlichkeiten nach«. Aber die Katze ist stets in der Lage, diese Verbindung sofort abubrechen. Und während die armen Menschen kurz »eine mysteriös apathische Kreatur im Arm halten dürfen«, wurden sie doch tatsächlich nur »bis kurz vor die Schwelle zu einer neuen Welt, der Katzenwelt, geführt... wo die Tiere auf eine Art und Weise leben, die keiner von uns je ergründen wird«.

»Manchmal, in der Dämmerung«, fährt Rilke fort, »galoppiert die Katze von nebenan über meinen Körper, durch meinen Körper hindurch; entweder hat sie mich nicht wahrgenommen oder sie will irgendeinem Beobachter hoch droben klarmachen, dass ich nicht wirklich existiere.«

Rilke beendet seine kurze, aber komplizierte Einleitung, indem er Balthus, den er ein Jahr später »gewachsen und

getröstet« wieder sehen sollte, zur Kunst ermuntert. Lebt Mitsou noch? »Sie lebt in dir.«

Weil »du dein Kätzchen nicht mehr sehen kannst«, schreibt Rilke dem Jungen, »richtest du all deine Anstrengungen darauf, sie deutlicher zu sehen«. Rilkes abschließende, erwartungsgemäß mysteriöse Worte: »Es gibt keine Katzen.«

Balthus war als Erwachsener auch nicht viel fröhlicher als Rilke. Auch in seiner Familie kursierten ziemlich viele morbide Gedanken. In den dreißiger Jahren malte der König der Katzen sein Selbstporträt mit der spirituellen Nachfahrin von Mitsou.

In einer jüngst veröffentlichten und viel diskutierten Autobiografie berichtet eine Amerikanerin, die lange Jahre in Paris verbrachte und die Kunstszene kannte, Balthus habe den größten Teil seines Lebens damit verbracht, seinen aristokratischen Stammbaum zu erfinden. Tatsächlich war er Enkel eines polnischen Kantors und hatte keinerlei Anspruch auf seinen hochgestochenen Namen. Echte Aristokraten und die Pariser Kunstszene lachten ihn zunächst aus; aber er arbeitete so hart, dass er sich bald ein echtes Schloss kaufen konnte. Dort konnte er sich nach Belieben einrichten, »dem prosaischen Zufall des Stammbaums« zum Trotz, und eine Zeit lang funktionierte es ja auch.

»Ich bedarf eines Schlosses mehr als ein Arbeiter eines Laibs Brot«, sagte Balthus. Er brauchte den Adel, weil er ihn zu »den Maßstäben und Werten zurückführte, die zu Zeiten herrschten, als Titel noch etwas bedeuteten«. Und er betonte seinen »echten Hass« auf die ästhetischen Maßstäbe, die in Paris in den dreißiger Jahren vorherrschten. Vielleicht können wir deswegen seine Werke heute genießen: Sie stellen eine Art vorgezogene Postmoderne dar.

JEREMY BENTHAM (1748-1832), englischer Wirtschaftswissenschaftler, Rechtsanwalt und Philosoph, Begründer der Schule der Volkswirtschaftslehre und der Theorie des Utilitarismus, die besagt, dass Handlungen richtig sind, solange sie nützlich sind, und dass »das größte Glück der größten Zahl« [von Menschen] das einzige Ziel öffentlicher Aktivitäten sein sollte.

Keine schlechte Idee, oberflächlich betrachtet (wie wir das hier natürlich tun). Bentham wandte jedoch diese Philosophie nicht im strengen Sinn auch auf seine Katzen an. Er mochte Katzen sehr und hatte einige. Er nannte sie »Miezekatzen« und erwartete von ihnen »häusliche Tugenden«, konnte jedoch die »gemeine Rasse der Katzen« insgesamt nicht sonderlich leiden. Ein weiteres, häufig zitiertes Prinzip Benthams ist, dass »alle Bestrafung von Übel ist; dass jede Strafe in sich selbst schlecht ist«. Das trifft natürlich uneingeschränkt auch auf die Pflege und Erziehung von Katzen zu.

Wir können selbstverständlich nicht erwarten, in der ungeheuer begabten Familie Bentham zeitgenössische populistische »Demokratie« praktiziert zu finden, auch nicht in Jeremys häuslichem Zusammenleben mit seiner Lieblingskatze, über die es wunderbare Aufzeichnungen gibt. Bentham lebte zu einer Zeit, als beileibe nicht alle Menschen gleich waren und nicht einmal alle Katzen gleiches Glück hatten (eigentlich trifft auch heute noch beides zu). Trotzdem setzte sich Bentham in vielen Bereichen dafür ein, das Los derjenigen zu verbessern, die weniger vom Glück begünstigt waren, kämpfte zum Beispiel für eine Gefängnisreform, mit der er seiner Zeit weit voraus war, oder wollte den Missbrauch des Rechtssystems einschränken.

Sein Lieblingskater hieß Sir Hugh Langbourne. Er aß mit seinem Herrn Makkaroni am Tisch, und Bentham sagte gern, er habe »einen Mann aus ihm gemacht«. Zu Anfang »adelte«

er sein Kätzchen, als es noch ein verspielter kleiner Kater war. John Bowring zufolge, der ein Freund Benthams war und das Leben dieser Katze aufgezeichnet hat, war das Tier »als junger Kater rücksichtslos wie alle Jungen«. Später war er »... dann ein ziemlich liederlicher Gentleman und besaß, laut Angaben seines Herren, die Angewohnheit, leichte und leichtlebige junge Damen seiner Rasse zu verführen und in den Garten zu locken.«

Aber wie alle jungen Männer wurde auch Sir John reifer und erwachsen. Er »wurde schließlich wie Salomon der Vergnügungen und Eitelkeiten müde; er wurde gesetzt und nachdenklich – verlegte sich auf die Kirche, legte seinen Adelstitel ab und wurde als Hochwürden John Langbourne installiert«.

Wir wissen also, dass Bentham im Umgang mit seinen Katzen eine leichte Hand hatte. Für unsere Zwecke ist es nicht erforderlich, dass wir die Unmengen komplizierter Manuskripte und seine ausführlich besprochenen Beiträge zur Entwicklung der englischen Demokratie weiter durchforsten.

Aber stellen Sie sich vor, mit welchem geistigen Niveau Benthams Katzen sich im Gespräch konfrontiert sahen! Wie alle Intellektuellen früherer Generationen – und im krassen Gegensatz zur Spezialisierungswut (und Fernsehsucht) unserer Zeit – konnte Bentham eine beeindruckende Familie und einen ebensolchen Freundeskreis vorweisen. Jeremys Bruder, Sir Samuel, war Architekt und Ingenieur. Sein Neffe George war ein berühmter Botaniker, der Jura studiert und das Werk ›Outlines of a New System of Logic‹ [Abriss eines neuen logischen Systems] verfasst hatte.

Der junge Jeremy las mit drei Jahren bereits anspruchsvolle Geschichtsbücher und begann Latein zu lernen. Mit 13 Jahren ging er auf die Universität von Oxford. Als Erwachsener beschäftigte er sich mit Vorhaben wie der Anlage von Kanälen

durch die Landengen von Suez und Panama. Er gründete die Zeitschrift ›Westminster Review‹, um seine radikalen philosophischen Theorien zu verbreiten. In seinem kleinen Haus im Queen's Court in London führte er ein einfaches Leben. Das Haus lag »wie eine Oase« an einer kleinen Straße und war von Blumen umsäumt. Hier trafen sich einige wenige Mitglieder der Londoner Elite abends zu hochintellektuellen Gesprächen, während der jugendliche Kater Sir John, wir erinnern uns, »junge Damen seiner Rasse« in den Garten lockte und verführte.

Zu den häufigeren Gästen gehörte der junge John Stuart Mill mit seinen Eltern. Auch er hatte im zarten Alter von drei Jahren Latein gelernt und sollte später Benthams Theorien weiterentwickeln. Ein weiterer regelmäßiger Gast war Sir John Bowring, der Biograf der berühmten Katze. Und was machte dieser Sir John? Er war Philologe (übersetzte aus dem Polnischen, Niederländischen, Serbischen, Batavischen und Russischen), Volkswirtschaftler, Schmetterlingskundler, Parlamentsmitglied, britischer Konsul in Kanton, Gouverneur von Hongkong und Autor eines Buches (unter vielen) über das Dezimalsystem.

Bentham starb mit 85 Jahren. Zur Zeit seines Todes arbeitete er am zweiten Band seines komplizierten ›Verfassungscodes‹. Wie er in seinem Testament verfügt hatte, wurde sein Leichnam im Beisein seiner Freunde sezirt und sein Skelett dem University College von London zur Verfügung gestellt.

Lassen Sie uns aber nun zu den späteren Lebensjahren seiner Lieblingskatze zurückkehren, die sich inzwischen zu Hochwürden John Langbourne gemausert hatte. Im Gegensatz zu Bentham »verlegte« sich der Kater, wie uns Sir John schelmisch erzählt, »ganz auf die Kirche«, wurde gesetzt und nachdenklich, und »erwarb sich mit der Zeit einen hervorragenden Ruf für seine Heiligkeit und Gelehrsamkeit«.

Als ich ihn kannte, in seinen späteren Jahren nämlich, rief man ihn nur noch mit dem Namen Hochwürden Doktor John Langbourne; er war gleichermaßen für seine Gesetztheit und für seine Philosophie berühmt. Man bezeugte ihm größten Respekt; und im Allgemeinen ging man davon aus, dass ein Bischofshut nicht fern war, als das hohe Alter all seine Hoffnungen zunichte machte.

Auf das friedvolle Ende der Katze (und das nach all den Makkaroni!) folgte eine Beerdigung, die ein wenig konventioneller war als die seines »Herrn«: »Er schied zum Bedauern seiner vielen Freunde von uns und wurde zu seinen Ahnen versammelt und in Miltons Garten zur ewigen Ruhe gebettet.«

Eines ist sicher: Die Nachfahren von Hochwürden Doktor-Katze und der leichten und leichtlebigen Katzendamen, die während der Herrschaft von George III. mit ihm im Garten ihr Unwesen trieben, streunen unter Umständen noch heute in der Nähe des Queen's Court herum, aber nie, nie im Leben, bekommen sie auch nur fünf Minuten lang Gespräche von dem Niveau zu hören, das Jeremy Benthams Kater genießen durfte.

LÉON BLUM (1872-1950), französischer Staatsmann, Dichter, Literatur- und Theaterkritiker. Er war dreimal französischer Ministerpräsident, der erste Jude und der erste Sozialist, der diese Position bekleidete. In seinem 1907 erschienenen Buch über die Ehe befürwortete er die »Ehe auf Probe« und erregte damit natürlich großes Aufsehen. Blum liebte Katzen, insbesondere die aristokratischen Siamkatzen, was irgendwie nicht so recht zu seinen ehernen sozialistischen Prinzipien passen will.

Die folgende Geschichte ist noch seltsamer. Eines Tages musste seine Frau zu einer dringenden Operation ins Krankenhaus gebracht werden. Blums damals amtierende Siamkatze »rutschte von einem Möbelstück ab und erlitt einen Oberschenkelbruch«, was dem Premier »doppelte Sorge« bereitete. Wie viele Katzen, selbst unter den verzärtelten, können nun aber von sich behaupten, sie hätten sich beim langen Fall von einem Möbelstück einen Knochen gebrochen? Dieser seltsamen Episode können wir also getrost symbolischen Wert zuschreiben, sie als frühe Vorahnung vom Niedergang und anschließenden Zusammenbruch des Sozialismus interpretieren.

Blums Leben war eine Kette von dramatischen und widrigen Umständen, gegen die er tapfer kämpfte. Er wurde in eine reiche Familie geboren, schloss sein Studium an der Sorbonne mit höchsten Auszeichnungen ab und begann seine Karriere als Schriftsteller und politischer Aktivist. Sein Einstieg in die Politik war die berühmte Dreyfus-Affäre, die 1894 begann und die Nation – und die Salons – drei Jahre lang in zwei feindliche Lager spaltete: die »Republikaner«, die anders als im heutigen Amerika eher linksgerichtete Feinde des Klerus waren, gegen die »Rechten«, die nationalistisch und pro Armee eingestellt waren.

Natürlich schlug sich Blum auf die Seite der Linken (man hatte Dreyfus, einem jüdischen Offizier, gefälschte Dokumente untergeschoben und ihn deswegen angeklagt). An deren Spitze standen Clemenceau (siehe dort) und Emile Zola (übrigens Besitzer einer Katze namens Monouche), der mit seinem Werk ›J'accuse – Ich klage an‹ den Fall weltweit bekannt machte. In den Reihen der rechtsgerichteten Katzenfreunde fanden sich Edmond de Goncourt und sein Bruder, eine literarische Berühmtheit (dessen Katze Mie in seinen Armen lag, als er starb).

Nachdem Blum während der turbulenten und skandalträchtigen Jahre nach dem Ersten Weltkrieg am Aufbau der sozialistischen Partei mitgearbeitet hatte, wurde er 1936 Ministerpräsident. Innenpolitisch hatte er mit sozialen Problemen und außenpolitisch mit der wachsenden internationalen Krise zu kämpfen. 1937 trat er zurück, nachdem das Parlament sich geweigert hatte, ihm Notstandsvollmachten zu übertragen, wurde aber 1938 noch einmal für einen Monat Ministerpräsident. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich stellte ihn die Vichy-Regierung vor Gericht. Seine »brillante Verteidigung« verwirrte die Deutschen, und der Prozess wurde vertagt. 1945 befreiten ihn die amerikanischen Streitkräfte aus einem Konzentrationslager.

Blums jüngerer Bruder Rene, der Schriftsteller und Ballett-Impresario war, starb 1944 in Auschwitz. Sein Sohn Robert Leon war Ingenieur, der sich auf Auto- und Flugzeugmotoren spezialisiert hatte. Er arbeitete mit außerordentlichem Erfolg in Großunternehmen und brachte es zum Aufsichtsratsvorsitzenden von Hispano-Suiza und Bugatti.

CHARLOTTE BRONTË (1816-1855), die älteste der drei berühmten Brontë-Schwestern, die ihre beiden Schwestern überlebte. Charlotte, deren »Jane Eyre« unsterblich ist, liebte ihre Katze Tiger. Ihre Schwester Emily (1818-1848), die Autorin von »Sturmhöhe«, hatte ihre Hunde, darunter einen Bullterrier namens Keeper. Die Romane der jüngsten Schwester Anne (1820-1849) sind heute nicht mehr so bekannt, aber hier sei wenigstens an den Namen eines Lieblingsgefährten erinnert: an ihren Spaniel Flossy.

Tatsächlich mochten alle drei Schwestern Katzen – und Hunde und die Natur und alles, was im Moor wuchs, kreuhte

und fleuchte. Und doch erinnert uns hier eine Katze an die berühmteste Brontë-Schwester, deren Leben so kurz und so tragisch und doch so voller Fantasie und Kreativität war.

Die erste Biografie Charlottes, die von ihrer Freundin Elizabeth Gaskell verfasst wurde, erschien 1857. Hier erwähnt Mrs Gaskell, dass sich in den Tagebüchern von Charlotte und Anne viele Verweise auf Lieblingkatzen und auf die Tierliebe der beiden finden. Sie verglich die Liebe der drei Schwestern zu den Tieren und hielt fest, dass Emily, die sie als »weniger demonstrativ« und geheimnisvoller bezeichnete, geradezu leidenschaftliche Gefühle für die Haustiere der Familie hegte, während Charlotte eher Zuneigung empfand und auf das Schutzbedürfnis der Tiere einging: »Die Hilflosigkeit eines Tieres war der Schlüssel zu Charlottes Herz; die wilde, ungestüme und unzähmbare Seite eines Tieres war oft das, was es Emily näher brachte.«

Eine Beobachterin der Brontëschen Tierliebe meinte, Mrs Gaskeils anderthalb Jahrhunderte alte Vergleiche seien durchaus nützlich für die literarische Analyse: Charlottes und Emilys unterschiedliche Reaktionen (auf Hilflosigkeit, auf Wildheit) »ergeben für jeden einen Sinn, der sich je den Kopf über die Unterschiede zwischen der Autorin von ›Jane Eyre‹ und der Autorin von ›Sturmhöhe‹ zerbrochen hat«.

Seit Mrs Gaskeils Zeiten sind Berge von Büchern über die Brontës erschienen, über die einzelnen Mitglieder und die ganze Familie. Eines der neuesten ist ein Wälzer von über 1000 Seiten. Es ist ein Porträt der ganzen Familie – zweier Töchter, die schon als Kinder starben, der kränklichen Mutter (von sechs Kindern), die bald nach Annes Geburt ihrem Krebsleiden erlag, des schwierigen Vaters (der alle sechs Kinder überlebte) und des noch schwierigeren Bruders Branwell, der im selben Jahr wie Emily starb, sie mit 30, er mit 31 Jahren.

Charlotte arbeitete hart, unterrichtete, versuchte eine Schule aufzubauen und wurde durch den Blitzerfolg von ›Jane Eyre‹ schlagartig berühmt. Sie lehnte drei Heiratsanträge ab. Den vierten nahm sie an, verstarb aber im Jahr nach der Hochzeit im Alter von 39 Jahren.

Wie leicht haben viele von uns es doch heute – wir und unsere Katzen. Die Brontës lebten in ihrem abgelegenen Dorf in einer Traumwelt. Sie waren völlig in ihre Fantasiewelt eingetaucht, in ihre ureigenen exotischen Königreiche mit ihren leidenschaftlichen Helden und Heldinnen und endlosen Erzählungen.

Während ihrer schwierigen Zeit als Lehrerin in Brüssel schrieb Charlotte, sie wolle »schreiben, weil ich nichts dagegen tun kann«, dass die Arbeit stumpfsinnig sei, die Schulbücher genauso wie die Atmosphäre, die »Idioten« um sie herum: »Was von all dem hier könnte mich an das göttliche, stumme, unsichtbare Land der Gedanken gemahnen?« In dem sich natürlich auch ihre Katze Tiger aufhielt. Genie, Tod und Hilflosigkeit. Charlotte hatte Heimweh nach ihrer Familie und nach dem Moor, während sie in Brüssel lebte. In einem Brief an Emily schrieb sie 1847, wie sehr sie sich danach sehne, wieder zu Hause zu sein. In der Küche, »wo du stehst und mir zusiehst... damit ich das beste Stück von der Lammkeule für Tiger und Keeper aufhebe, von denen Ersterer um den Teller und das Tranchiermesser herumhüpfen würde, während der Letztere wie eine alles verzehrende Flamme ruhig in der Küchentür stünde«.

Tiger wartete noch Charlottes Rückkehr nach Hause ab, um einen Monat später zu sterben.



RAYMOND CHANDLER (1888-1959), amerikanischer Krimi-Autor, Vater des legendären knallharten Detektivs Philip Marlowe. Seine Romane, Kurzgeschichten und Briefe wurden anlässlich einer Neuauflage in der ›New York Times‹ gewürdigt: »Jetzt ist es offiziell! Heute zählt Chandler zu den Klassikern der amerikanischen Literatur.« Seine Werke spielen meist in Los Angeles (»Jakaranda-Bäume und Bordelle«), die bekanntesten sind wohl ›Der große Schlaf‹, ›Der lange Abschied‹ und ›Lebwohl, mein Liebling‹.

Taki, eine heitere schwarze Perserkatze, war eine seiner Katzen, Lichtjahre entfernt von den rasend schnell sprechenden, hartgesottenen, antiromantischen Helden und Heldinnen seiner Romane. Katzen kamen in Chandlers Texten kaum je vor, aber sie teilten sein Leben.

Und das war kein leichtes Leben. Chandlers Eltern waren Quäker und ließen sich scheiden, als er sechs Jahre alt war. Seine Mutter nahm ihn mit zurück nach England, wo er bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr wohnte. Wer hätte das bei seinen beinahe lupenreinen amerikanischen Dialogen gedacht? Später diente er in einem kanadischen Infanterieregiment, absolvierte eine Pilotenausbildung und scheiterte dann noch später als Geschäftsmann. In seinen verschiedenen Berufen, von denen er keinen je mit größerem Erfolg oder über längere Zeit ausübte, war er Lehrer, Buchkritiker, Buchhalter und Ölmanager. Seine Mutter starb, als er 36 Jahre alt war. Wenige

Monate später heiratete er die 18 Jahre ältere Cissy Pascal. Angeblich hat er sie innig geliebt, trotz seiner Seitensprünge.

Während der Depressionsjahre begann der arbeitslose Trinker Chandler für Detektivzeitschriften zu schreiben. Er arbeitete langsam und verdiente wenig, sogar, nachdem seine Geschichten in Hollywood verfilmt worden waren. Zu Lebzeiten erreichte er nie den erträumten Ruhm.

Der stellte sich erst ein, nachdem er im Alter von siebzig Jahren gestorben war. In der 1961 erschienenen Penguin-Ausgabe seines letzten Romans ›Playback‹ wird W. H. Auden (dessen Katzen übrigens Nerone und Rhadame hießen) zitiert: »Raymond Chandlers kraftvolle Bücher sollten nicht als seichte Unterhaltungsliteratur, sondern als Kunstwerke gelesen und beurteilt werden.« Somerset Maugham meinte zu Chandlers ›Der lange Abschied‹. »Chandler ist der brillianteste Autor, der heutzutage diese Art von Geschichten schreibt.«

Chandlers Detektiv Marlowe beschäftigt sich allerdings eher mit Frauen, im Bett und außerhalb, als mit Katzen. Aber der berühmte knallharte Typ (von Bogart gespielt, der ein Hundefreund war) hatte auch eine ausgeprägte intellektuelle Ader. So konnte Marlowe Anatole France zitieren, dessen Katzen Hamilcar und Pascal hießen – wie seltsam, diese Namensgleichheit von Letzterer mit Chandlers Frau! Und wo wir gerade bei geheimnisvollen Namen sind, die aus dem Nichts auftauchen: Seinen letzten Roman widmete Chandler Jean und Helga.

Chandlers intellektuelle Zitate befassen sich größtenteils mit Sex. In ›Playback‹ (das ich natürlich wegen seiner schmeichelhaften Widmung an die rätselhafte Helga besonders mag), lässt Marlowe am Morgen das Mädchen nach einer gemeinsamen Nacht allein im Bett zurück, steht auf und kocht Kaffee. Er bringt ihr eine Tasse, »unsere Augen trafen sich, und wir waren uns wieder fremd«. (Wie die Katzen?)

Während sich das Mädchen anzieht, »ging mir durch den Kopf, dass es zwei Arten von Frauen gibt, mit denen man Sex haben kann«. Und so weiter und so fort.

Dann sinniert er: »Mir fiel ein Mädchen aus einer Geschichte von Anatole France ein, die darauf bestand, ihre Strümpfe auszuziehen. Wenn sie sie anbehielt, fühlte sie sich wie ein Hure. Sie hatte Recht.«

Ein ziemlich überraschendes Foto zeigt den Mann hinter den großen Macho-Sprüchen und all der Gewalt: Pfeife statt Zigarette, sorgfältig gebundene Krawatte, Tuch in der Brusttasche, hinter sich Reihen von Büchern. Und in seinen Arm geschmiegt die seidig schwarze Taki bei der Lektüre begeisterter Kritiken seiner neu aufgelegten Werke in der ›New York Times‹.

CHARLIE CHAPLIN (1889-1977), in England geborener, unglaublich erfolgreicher Filmstar, der in die Kindertage der kalifornischen Filmindustrie »stolperte« und dort bald Produzent, Regisseur und Schauspieler wurde. Überaus kreativer Autodidakt und politisch Linker. Hatte eine ausgeprägte Vorliebe für Eheschließungen mit Teenagern. Seine letzte Frau Oona, die Tochter von Eugene O'Neill, gebar ihm acht Kinder. Zum Zeitpunkt ihrer Eheschließung war er 54 Jahre alt und hatte eine Vaterschaftsklage am Hals. Oona war 18. Er kannte jeden, der Rang und Namen hatte. In Anbetracht seines stark katzenhaft ausgeprägten Verhaltens ist es kein Wunder, dass Chaplin Katzen mochte (Hunde übrigens auch), wenn er auch immer viel zu beschäftigt war, um je von ihnen besessen zu sein. Nach ihrer Heirat zogen Oona und er nach Osten, um alles hinter sich zu lassen, und nahmen ihr kleines schwarzes Kätzchen mit. Chaplin versäumt leider, uns in seiner großartigen Autobiografie den Namen des Tiers mitzuteilen,

aber es ist nicht weiter verwunderlich, denn das Personenverzeichnis ist praktisch ein Who is who und enthält wirklich jeden prominenten Namen von Lord und Lady Astor bis Adolph Zukor. Aber Chaplin erinnert sich an die Abenteuer des Kätzchens im Osten. Mit dem Haus, das die Jungvermählten auf dem Land angemietet hatten, »erbten wir einen sehr netten schwarzen Jagdhund, der sich uns wie ein Liebhaber seiner Dame anschloss... Als unsere kleine Katze ihn zum ersten Mal sah, fauchte und spuckte sie ihn an. Doch er legte sich einfach hin, drückte die Schnauze auf den Boden und zeigte damit seine Bereitwilligkeit zur Koexistenz an.«

Kein schlechtes Bild für Chaplins unerschütterlichen Glauben an den Weltfrieden, der ihm den Vorwurf einbrachte, Kommunist zu sein. Er wies diese Behauptungen zurück und nannte sich einen »Friedenstreiber«. Wie er sagte, war er nur eins und eins allein, »ein Clown. Das stellt mich auf eine wesentlich höhere Stufe als einen Politiker.«

Seine Eltern waren im Show-Business, doch seine Mutter war psychisch labil und sein Vater war ein Säufer, der die Familie sitzen ließ. Er verbrachte seine Kindheit in äußerster Armut. Schon früh begriff er, dass er mehr als alles andere den Glamour und das »Magische« brauchte, dass er die Leute zum Lachen bringen wollte. Und gleich am Anfang der Chaplin-Story tauchen Katzen auf.

Als Chaplin sieben Jahre alt war, trug der junge Charles in der Schule eine Humoreske mit dem Titel ›Miss Priscilla's Cat‹ zum großen Amusement der Klasse vor und ein Lehrer, der es zufällig mit anhörte, lachte Tränen. Nun musste er durch alle Klassenzimmer touren, wo er ›Miss Priscilla's Cat‹ auf sagte. Er hatte zwar schon im zarten Alter von fünf Jahren mit seiner Mutter auf der Bühne gestanden, aber dies war etwas ganz Anderes, »der erste Vorgeschmack des Ruhmesglanzes«.

Der kleine Charlie war plötzlich nicht mehr unbekannt und schüchtern, er stand »im Mittelpunkt des Interesses der Lehrer und Schüler«. Sogar seine schulischen Leistungen wurden besser. Doch dann nahm man ihn im Alter von acht Jahren aus der Schule und schickte ihn mit einer fahrenden Varietetruppe von acht Jungen durch die Lande, die Holzschuhtänze vorführten – mit den »Eight Lancashire Lads«.

Und wieder stehen Katzen im Mittelpunkt. Im Londoner Hippodrome trat Charlie mit einem (damals berühmten) französischen Clown auf, der eine Nummer mit einem dressierten Pudel aufführte, in der auch Charlie eine kleine komische Einlage zu geben hatte:

Ich war eine Katze, und Marceline [der Clown], der ängstlich vor einem Hund zurückwich, stolperte und fiel über meinen Rücken, während ich Milch trank. Er beschwerte sich immer darüber, dass ich meinen Rücken nicht genug krümmte, um seinen Sturz etwas zu dämpfen. Ich trug die Maske einer Katze, die einen Ausdruck des Erstaunens zeigte, und während der ersten Matinee für Kinder schlich ich mich an die Rückseite eines Hundes und begann daran zu schnüffeln...

Als ich das Schnüffeln und Zwinkern mehrere Male wiederholt hatte, stürzte der Direktor hinter die Bühne... Aber ich ließ mich nicht stören. Nachdem ich an dem Hund gerochen hatte, schnupperte ich in das Proszenium und dann hob ich mein Bein. Die Zuschauer brüllten vor Lachen – wahrscheinlich weil ich mich so unkatzenhaft benahm...

Der französische Komponist Debussy hat einmal zu ihm gesagt, er sei »ein instinktiver Musiker und Tänzer«. Und natürlich hat Chaplin die Musik zu seinen Filmen immer selbst komponiert. Aber er hat auch gemalt.

Charlie Chaplin muss man wohl kaum mit Hilfe eines schwarzen Kätzchens aus der Versenkung holen. Der Erfinder der Filmkomödie wird uns immer begleiten und Woody Allen steht in vielerlei Weise tief in seiner Schuld. Chaplins Autobiografie liest sich wunderbar. Sie trägt im Englischen den Untertitel ›Erinnerungen eines millionenschweren Tramps‹ und ist 1964 erschienen, als der Held des Buches 75 Jahre alt war. Einer meiner Freunde ist besonders begeistert von der Bildunterschrift unter einem der Slumbilder, die sich auf Chaplins Kindheit beziehen: »Hier, gleich neben dem Schlachthof und der Gurkenfabrik, wohnten wir, als Mutter aus dem Irrenhaus zurück war.«

In seinen Memoiren blickt Chaplin zurück auf seine schwere Kindheit und meint, das Traurigste, was er sich vorstellen könne, sei, dass er sich je an den Luxus gewöhnen würde. Allerdings schrieb er diese Worte auf der Terrasse seines herrlichen französischen Landsitzes.

GEORGES CLEMENCEAU (1841-1929), furchtloser französischer Staatsmann, der auch als »der Tiger« bekannt ist. Er war Arzt und Intellektueller, aber auch Theaterkritiker und äußerst produktiver Schriftsteller und absolut unbestechlich. Er war zweimal Ministerpräsident von Frankreich, das zweite Mal im Alter von 76 Jahren während des Ersten Weltkriegs, als Frankreichs Lage beinahe hoffnungslos schien.

Der Tiger war beileibe kein zahmes Kätzchen, aber er liebte Katzen, ebenso auch Pferde und Hunde. Diese dreifache Leidenschaft teilte er mit seinem jungen Freund und großen Bewunderer Winston Churchill. (Obwohl Churchill sich gewöhnlich aus politischem Kalkül mit Hunden abbilden ließ, liebte er doch auch seine Katzen Blackie, Margate, Nelson und Tango. Während des Blitzkrieges sorgte er sich so sehr um

seinen Kater, dass er darauf bestand, ihn persönlich in Sicherheit zu bringen, wenn die Bomben fielen.)

Gleich nach dem Ersten Weltkrieg fand Clemenceau doch immer noch die Zeit, sich in eine besonders schöne blaue Perserkatze zu verlieben, die Prudence hieß und in England geboren war. In einem diplomatischen Manöver, das unter strengster Geheimhaltung stattfand – und bei dem sicherlich auch Churchill seine Hand im Spiel hatte –, wurde die Katzendame von London nach Paris befördert, wo sie das Leben in Clemenceaus mit Büchern voll gestopfter kleiner Wohnung genoss, während der Tiger die französische Delegation bei den Friedensgesprächen in Versailles anführte.

In seinem wunderbaren, bewundernden Artikel hatte Churchill Folgendes über den Tiger zu sagen:

Er war ein Vertreter jenes französischen Volkes, das sich gegen die Tyrannen aufgelehnt hatte – die Tyrannen des Geistes, die Tyrannen der Seele, die Tyrannen des Körpers; ausländische Tyrannen, einheimische Tyrannen, Schwindler, Betrüger, Fälscher, Verräter, Eindringlinge, Defätisten – alle waren sie Angriffsziele des Tigers. Und gegen sie führte er seinen unermüdlichen Feldzug. Gegen den Klerus, gegen die Monarchisten, gegen die Kommunisten, gegen die Deutschen – in all dem stand er für den vorherrschenden Geist Frankreichs.

Das sagt beinahe schon alles, doch Churchill lässt noch mehr folgen. Das Leben des Tigers, berichtet er, war ein Leben »des Sturms, von Anfang bis Ende; Kampf, Kampf auf der ganzen Linie; niemals eine Pause, niemals ein Waffenstillstand, niemals Ruhe...«

Die Ahnen des Kätzchens Prudence sind in ihrem Stammbuch verzeichnet: Ihr Vater war Nicholas Nickleby und

ihre Mutter Sally Burns. Clemenceaus eigener Stammbaum wurzelt in der urwüchsigen Vendee an der französischen Westküste. Doch die glücklichsten Jahre seines Lebens waren, wie Clemenceau Churchill einmal mitgeteilt hat, die Jahre, die er kurz nach dem Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten verbrachte. Im Krieg war er Korrespondent einer französischen Zeitung bei Grants Armee gewesen. In Friedenszeiten unterrichtete er später unter anderem Französisch an einer Mädchenschule in Connecticut und übersetzte John Stuart Mill ins Französische.

In Paris wurde er nach der Revolution von 1879 Bürgermeister des 18. Arrondissements und wurde im Jahr darauf als Radikaler in die Deputiertenversammlung gewählt. Er focht zwei Säbelduelle aus, im Zusammenhang mit dem berüchtigten Panamaskandal und mit der Dreyfusaffäre, die die gesamte Nation spaltete und auf deren Ausgang seine Aktivitäten entscheidenden Einfluss nahmen. Durch diese Affäre lernte er auch andere Katzenliebhaber kennen: den jungen Leon Blum (siehe dort) und Emile Zola. Ein weiterer späterer Ministerpräsident, Raymond Poincaré, war politisch keineswegs einer Meinung mit Clemenceau, arbeitete aber gelegentlich mit ihm zusammen. Was Katzen betraf, waren sie sich jedoch einig. Poincarés Katze Gris-Gris war eine Siamkatze, von der er gerne behauptete, sie sei »so intelligent wie ein Mensch«.

Clemenceau machte sich einen Namen als »Regierungszerstörer«, war ein gefürchteter Gegner in Debatten und kompromisslos in seinem Kampf gegen Korruption und Skandale, von denen es ja genügend gab. Noch einmal Churchill zu den verschiedenen Regierungen, die in Frankreich zu jener Zeit herrschten:

... hektisch, brutal, giftig, eine Abfolge von Skandalen und Schwindeleien, von Enthüllungen, Meineiden, Fälschungen und Morden, von Ränkeschmieden und Intrigen, von persönlichem Ehrgeiz und Rache, von Gaunereien und Betrügereien, die ihresgleichen heutzutage nur noch in der Unterwelt von Chicago haben.

Und doch waren die wichtigsten Politiker fähige »Männer, gebildet und redegewandt, Männer von gutem Ruf...« Und natürlich, eine Eigenschaft, die nicht aufgezählt wird: Sie waren die Katzenfreunde unter den Mächtigen.

Parallel zu seinem unglaublich anstrengenden politischen Leben fand Clemenceau noch Zeit, als Theaterkritiker Ibsens Dramen Lob zu spenden, Toulouse-Lautrec den Auftrag zu geben, eines seiner Bücher zu illustrieren, und Fauré zu bitten, Musik zu einem seiner Stücke zu schreiben. Der Maler Monet war ein enger Freund. Clemenceau führte ein einfaches Leben in einem kleinen Haus in Paris und finanzierte seinen Lebensunterhalt mit seiner Schriftstellertätigkeit. Zusammengefasst würden allein seine journalistischen Arbeiten hundert Bände füllen.

Im Jahre 1920 zog sich Clemenceau aus der aktiven Politik zurück, setzte sich allerdings keineswegs zur Ruhe. Wenn man ihn fragte, was er nun machen wolle, antwortete er: »Leben, bis ich sterbe.«

Er besuchte Indien und reiste im Alter von 81 Jahren per Schiff nach Amerika, wo er auf einer triumphalen Reise »die Botschaft Frankreichs vermitteln« wollte. Nach seiner Heimkehr arbeitete er an zwei Büchern philosophischen Inhalts. Als er im Alter von 88 Jahren starb, hatte er bereits ein neues Buch in Angriff genommen.

In einer der vielen Bemerkungen, die Churchill aufgezeichnet hat, sagte Clemenceau ganz offen: »Ich habe kein politisches

System, ich habe alle politischen Prinzipien über Bord geworfen. Ich bin ein Mann, der die Ereignisse nimmt, wie sie kommen, im Lichte meiner Erfahrungen.«

Aus einem Buch, das vor dem Zweiten Weltkrieg von Churchill herausgegeben wurde, stammt das folgende Zitat des Tigers aus der dunkelsten Zeit des Ersten Weltkrieges, das in gewisser Weise eine der berühmtesten Reden Churchills während einer finsternen Zeit für England vorwegnimmt: »Ich werde vor Paris kämpfen, ich werde in Paris kämpfen und ich werde hinter Paris kämpfen.«

Clemenceau war einer der wenigen – damals wie heute –, die von sich sagen können: »Mein Leben ist ein offenes Buch und niemand könnte darin selbst bei größter Anstrengung einen anderen Luxus finden als ein Reitpferd, dessen Unterhalt mich fünf Franc am Tag kostet, sowie einen fünfhundert Franc werten Anteil an einem Jagdrevier.«

Woraus wir unschwer ableiten können, dass Prudence mit dem edlen Stammbaum und ihre Freunde sicherlich Essensreste gefressen haben.

BILL CLINTON (*1946), 42. Präsident der Vereinigten Staaten, Demokrat. Zu seiner Präsidentenfamilie gehören, wie jedermann weiß, seine außerordentlich prominente First Lady Hillary Rodham Clinton, die First Daughter Chelsea, die First Cat Socks und der First Dog, der Labrador Buddy.

Der Kater Socks war einmal ein streunendes schwarz-weißes Kätzchen mit weißen Pfoten in Little Rock, Arkansas, wo der spätere Präsident 1991 lebte. Die Promenadenmischung, die sicherlich der Vergessenheit oder sogar einem frühen Tod anheim gefallen wäre, wurde von der Klavierlehrerin der Clintons gerettet und bald schon von allen Clintons adoptiert, die damals im Haus des Gouverneurs wohnten.

Socks entwickelte sich zum Online-Kater, zum virtuell zugänglichsten und fortschrittlichsten elektronisch aufbereiteten Präsidentialhaustier aller Zeiten. Er hat seine eigene Website und ist virtuell eng mit Tausenden von Kindern befreundet. Für die Kartei: die Web-Adresse ist <http://www.geocities.com/Capitol Hill/6157>.

Die Clintons haben – wie viele andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – so ihre Probleme mit den Medien: in den vielen Büchern, die über sie geschrieben werden, in der Presse und im Fernsehen und in der weltweit ausgestrahlten Seifenoper, die das Sexualverhalten von Katzen vergleichsweise diskret und höchst relevant erscheinen lässt.

Socks tut auf glänzende Art sein Möglichstes, um das Image der Clintons wieder aufzupolieren. So nimmt ihn zum Beispiel Hillary Clinton mit ins National Children's Hospital in Washington, um dort die kleinen Patienten ein wenig aufzuheitern. Eine tolle Medienstrategie, aber auch medizinisch fundiert, denn Tiere können bei kranken Kindern (und Erwachsenen) wahre Wunder wirken.

Der Socks-Fanklub (im Internet) bringt in seinem Nachrichtenblatt Nummer 15 vom Sommer 1997 die Rezension einer Biografie von Mrs Clinton (erschieden bei Warner Books), die mit den folgenden Worten beginnt: »Dieses Buch fand ich wunderbar. Wer kann schon widerstehen, wenn gleich auf der ersten Seite SOCKS vorkommt? Der Autor schreibt nämlich, dass Mrs Clinton über Richard Nixon und über Chelseas Kater nachdachte...«

Socks ging am Tag der Präsidentschaftswahlen von 1992 in die Geschichte der Nation ein, als der Demokrat Clinton den Republikaner George Bush besiegte (dessen Spaniel Millie wahrscheinlich das Familienmitglied mit dem größten Charisma war...). Die Ergebnisse waren noch nicht ausgezählt und das Buch beschreibt die nervöse Ehefrau des zukünftigen

Siegers, wie sie düstere Gedanken über Nixon und über ihre eigene Familie hegt.

Der Kater ihrer Tochter Chelsea war eine Art Symbol. Socks, der wuschelige schwarz-weiße Straßenkater, der Chelsea und ihr und Bill so viel Freude gebracht hatte, obwohl Bill und sie allergisch auf ihn waren, das war auch eine Verbindung zu einem ganz anderen Leben... Vorsichtig hatte sie angefangen, über das Weiße Haus nachzudenken, und darüber, wie sie ihrer zwölfjährigen Tochter trotzdem noch ein eigenes Leben bieten könnte...

Socks würde ein Teil dieses Lebens sein. Sie fragte sich, würde er die erste First Cat seit Amy Carters Katze werden? Ein Geheimagent hatte ihnen erzählt, dass es im Weißen Haus Mäuse und Ratten gab. Stimmt das? Hatte Barbara Bush wirklich eine Ratte im Swimmingpool gefunden? Vielleicht lag das daran, dass es keine Katzen im Haus gab. He, das war ja sogar ein politischer Pluspunkt! Katzenfreunde würden sich endlich wieder in der Regierung vertreten fühlen!

Hillary konnte damals ja kaum vorausahnen, was die Amtszeit ihres Mannes noch alles für sie bereithielt, und scherzte über eine Wählerumfrage: »Haben Sie für die Clintons gestimmt, weil sie eine Katze haben?«

Nach dem Wahlsieg begann Socks seine Aufgabe mit viel Humor zu meistern (»Whitewater – Weißwasser, das ist doch sicher nur ein anderes Wort für Milch?«). Und was »Gras« betrifft, das auch in Amerika nach den sechziger Jahren eine zusätzliche Bedeutung gewonnen hatte, gibt Socks zu: »Klar, ich habe in Little Rock damals ein bisschen Gras gekaut, aber nie runtergeschluckt.« Kapiert?

Wie seine Vorgängerin im Weißen Haus, die goldige Springerspaniel-Dame Millie, betätigt sich auch Socks online als Erzieher. Mrs Clinton und ihre Vorgängerin Barbara Bush

sind sich über alle politischen Trennlinien hinweg einig, wie wichtig Lesen und Schreiben sind, und nicht nur »Computerkenntnisse«, was immer damit auch gemeint sein mag. Als Millie im Mai 1997 starb, wies der Nachrichtenbrief im Socks-Fanklub respektvoll auf ein »In Memoriam« hin. War Millie mit ihren zehn Welpen eher eine Vertreterin wahrer »Familienwerte« gewesen als der Macho-Kater Socks? Jedenfalls bekommen die Kinder unter zehn, die in den Medien mit Socks korrespondieren, gute Noten für Denken und Schreiben.

In den ihm zugeschriebenen Kommentaren benutzt Socks gerne viele lange Wörter:

Ich halte Anthropomorphismus für grundlegend pervers. Manche Leute im Weißen Haus glauben, dass es total niedlich ist, wenn sie an meiner Stelle in einer blöden Piepsstimme sprechen und Sachen sagen wie: »Wo habe ich denn mein Mausimausi gelassen?«

Und wusstet ihr, dass ich angeblich ein Buch geschrieben habe? »Socks goes to Washington: The Diary of America's First Cat« [Socks geht nach Washington: Das Tagebuch von Amerikas First Cat]. Also bitte!

Ein kleiner Pfotenhieb in Richtung Millie? Aber wie viele Kids sind dann wohl zum Wörterbuch gerannt und haben »Anthropomorphismus« nachgeschaut und dabei gleich auch noch über »anthropoid« und »Anthropologie« nachgelesen? Socks beschäftigt sich auch mit dem ewigen Thema Katzensprache, die »so reich an Miaus und Heulern« usw. ist. Er würde sich freuen, wenn sie endlich »offiziell weltweit von den Menschen anerkannt würde«. Als Pussisch oder Katertonisch.

Hier hätten vielleicht die außerordentlich gebildete Hillary und Bill und Chelsea, die damals gerade an der University of California zu studieren begann, Socks Ergüsse Korrektur lesen sollen. Denn »Pussisch« hat doch irgendwie einen ziemlich zweideutigen Beigeschmack und »Katertonisch« mag ja auf den ersten Blick ganz nett scheinen, klingt aber doch ziemlich ähnlich wie Katatonie. Das ist ein Begriff aus der Medizin und bezeichnet einen recht unangenehmen Zustand, der mit Schizophrenie einhergeht und völlige Muskellähmung oder Hyperaktivität bedeuten kann.

Ein junger Kolumnist namens Patrick (neun Jahre) wüsste wahrscheinlich ein bisschen was über all diese Dinge. Er hat kürzlich eine neue Kolumne angefangen (c/o Socks the Cat Fan Club, Arlington, VA), die den Titel »Ratschläge für Katzenfreunde« trägt. Patrick selbst darf keine Katze haben, weil, wie er in seiner ersten Kolumne schrieb, »meine Mama allergisch ist. Weil ich keine Katze habe, lese ich viel über Katzen nach. Im Herbst komme ich in die vierte Klasse an der Independence Elementary School in Aurora, Colorado.«

Vielleicht stellt der kleine Patrick bald psycho-medizinisch-chemische Recherchen in Sachen Allergie an, um herauszufinden, warum die allergischen Clintons eine Katze haben und seine allergische Mama nicht? Warum Niesanfalle kommen und warum sie wieder gehen?

Die erste Frage an Patrick stellte Ralph aus New York, der über seinen Kater »Gato« und seine Vorliebe fürs »Rumkatzen« schrieb. »Muss ich mir Sorgen um ihn machen, heutzutage, wo wir doch AIDS und andere Krankheiten haben?«

Patrick antwortete, Ralph solle dafür sorgen, dass Gato »zusätzlich zu seinen anderen Impfungen auch eine gegen den Katzenimmunvirus bekommt. Sprich mit deinem Tierarzt

drüber. Genier dich nicht. Eine Katze hat nicht wirklich neun Leben, sondern nur ein einziges. Pass gut auf Gato auf.«

Ein Hurra für Patrick und für ein paar andere Kinder, die sich vielleicht sogar die Mühe gemacht haben herauszufinden, dass »Gato« das spanische und portugiesische Wort für Katze ist. Und die unter Umständen dadurch angeregt werden, weiter in der amerikanischen Frühgeschichte (wie sie es wohl empfinden) zu stöbern und zum Beispiel durch Amy Carters Katze (eine gewisse Misty Malarkey Ying Yang) etwas über die Regierungszeit von Carter herauszufinden. Oder noch weiter in der Vergangenheit über Präsident Roosevelt (siehe dort) nachzulesen, und wenn es nur ist, weil seine Katze so ähnlich wie Socks hieß: Slipper nämlich, wie die geneigten Leser dieses Buches bald selbst herausfinden können.

Socks ist in seinen Berichten über die jüngere Geschichte ziemlich parteiisch. Zum Beispiel über die Präsidentschaftswahlen von 1996, bei denen die Clintons für eine weitere Amtszeit ins Weiße Haus gewählt wurden: »Ich hatte immer wieder Alpträume, in denen ich nicht wieder gewählt wurde, und ich musste abhauen und Platz machen für Bob Doles Schnauzer.«

Der erfolglose Hund war ein Zwergschnauzer namens Leader. Die Kinder hätten das eigentlich zum Anlass für einen anspruchsvollen Aufsatzwettbewerb zum Thema »Namen für Präsidentenkatzen« nehmen können.

Im Dezember 1997, wenn sich noch jemand so weit zurückerinnert, gehörten unter anderem Sex, Ratten und Tonkassetten zu den Problemen des Präsidenten. Das war vor der Irakkrise. Buddy, der Labradorwelpen, war gerade auf der Szene erschienen, und die Monica-Ereignisse sollten schon bald die Medien überschwemmen. In einer Pressekonferenz »stellte der Präsident seine dynamische Kraft unter Beweis«,

wie es die ›New York Times‹ formulierte, und diskutierte ausführlich eine Vielzahl von Ereignissen, verwandte aber auch einige Augenblicke auf den neuen Hund und erzählte, wie der sich mit Socks verstand.

»Weiter und immer weiter stellte er seine dynamische Kraft unter Beweis.« Im Nachhinein hätte diese Schlagzeile aus der ›International Herald Tribune‹ hinreißend komisch und zweideutig geklungen, wenn sich nur jemand an sie erinnert hätte, als die Monica-Story losbrach.

Ein Foto der AP, das in ganz Amerika abgedruckt wurde, zeigte Socks und Buddy als ein Bild der Zwietracht und kein Geringerer als Art Buchwald merkte an, dass Clinton, als er einen Hund anschaffte, »die soziale Struktur des Weißen Hauses völlig veränderte«. Nicht einmal Buchwald konnte ahnen, was da noch alles kommen sollte. Nachdem er bekräftigt hatte, es sei okay, wenn ihm eine Katze »um die Beine strich« (sic!), machte er jedenfalls die folgende Voraussage: »In der Vergangenheit hatte Socks, der Kater, auf einem Kissen gesessen und gelangweilt vor sich hin gestarrt, wenn Staatsoberhäupter zu Besuch kamen. Aber nun wird sich das alles ändern. Buddy wird bellen und an Hosenböden zerren...«

Meine (sterilisierte) Hündin und Katze lieben einander von Herzen, schlafen in reiner Unschuld nebeneinander, putzen einander die Ohren, bringen gegenseitig ihre Freundinnen zur Tür. In der Politik können Beziehungen zwischen Männern und Frauen in aller Öffentlichkeit blühen und gedeihen, und sogar die früher einmal so soliden Medien zu erotischen Formulierungen verleiten.



ALEXANDRE DUMAS (1802-1870), »Dumas père«, französischer Romancier und Dramatiker, dessen gesammelte Werke 277 Bände füllen. Diese ungeheure literarische Produktion war notwendig, um seinen grandiosen Lebensstil zu finanzieren. Seine berühmtesten Werke sind ›Die drei Musketiere‹ und ›Der Graf von Monte Christo‹ nur zwei von unzähligen herzerreißenden Geschichten über Liebe und Intrigen aus seiner Feder.

Das bekannteste Werk seines Sohnes Alexandre Dumas (»Dumas fils«) ist wohl ›Die Kameliendame‹. Er war ein außerordentlich erfolgreicher Dramatiker und Romancier und wurde zum Mitglied der Académie française gewählt. Sein Vater, Dumas père, nicht!

Die Katze im Hause Dumas hieß Mysouff und aus den Quellen geht nicht klar hervor, ob es die Katze des Vaters oder des Sohnes war. Aber da Vater und Sohn sich ausgezeichnet verstanden, können wir sie nach all diesen Jahren getrost als »Familienkatze« bezeichnen. Allerdings muss man sagen, dass der »Familiensinn« von Dumas père in anderer Beziehung nicht sonderlich ausgeprägt war: Er hielt die Arbeiten seines Sohnes für zu »moralistisch«, während man die Haltung des Sohnes zu seinem Vater eher als »brüderlich« bezeichnet hat.

Jedenfalls galt Mysouff in der Familie Dumas als Hellseher. Nächtelang durchstreifte er die Straßen von Paris auf der Suche nach Abenteuern, aber er trieb sich immer genau an der

richtigen Straßenecke herum und miaute freudig, wenn Dumas zum Abendessen nach Hause kam. Die Katze hatte sogar das nur ihrer Gattung eigene Talent zu wissen, wann Dumas *nicht* zum Essen nach Hause kam. An diesen traurigen Tagen verließ Mysouff das Haus erst gar nicht, sondern lag nur nervös zusammengerollt auf einem Kissen und wartete »wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt«, auf Dumas' Wiederkehr.

Ein kleiner Kommentar zum Familienleben von Dumas père: Er heiratete eine Schauspielerin (nicht die Mutter seines Sohnes), mit der er eine lange Beziehung geführt hatte. Aber, wie es ein Biograf formuliert hat, »das freundliche Verhältnis, das acht Jahre lang zwischen ihnen geherrscht hatte, wurde durch die Ehe empfindlich gestört« und Madame Dumas zog nach Italien.

Über seine Abenteuer, sein politisches Engagement, seine Reisen und seine Freundschaften (auch zu Victor Hugo, dessen Katzen unter anderem Chanoine, Mouche und Gavroche hießen) ist viel geschrieben worden, so wie er selbst auch viel geschrieben hat. Zum Beispiel acht Bände über eine andere französische Katzenfreundin, Madame Deffand.

Ein Besucher erinnert sich daran, dass er mehrere Male bei Dumas vorsprach, jedoch jedes Mal zu hören bekam, der sei noch nicht aufgestanden. Nach sechs Versuchen beschloss er, einfach zu warten, bis sich der große Mann zu erheben geruhte. Nach einer Weile führte ein Diener den geduldigen Gast in Monsieur Dumas' Schlafzimmer.

Es war herrlich eingerichtet, aber furchtbar unordentlich. Als ich eintrat, blickte Dumas auf, nickte freundlich und sagte: »Setzen Sie sich einen Augenblick hin, ich habe gerade noch Damenbesuch.« Als er mein Erstaunen bemerkte, brach er in

schallendes Gelächter aus und erklärte: »Es ist meine Muse, und sie geht gleich.«

Dumas, so erinnert sich der Besucher, saß noch im Bett, »schrieb blitzschnell in einer klaren, wunderschönen Handschrift und warf die voll geschriebenen Seiten in alle Richtungen auf den Fußboden«. Kein Computer, keine Katze. Mysouff war wohl gerade außer Haus.

Ich konnte kaum einen Schritt machen, weil ich Angst hatte, auf die Manuskriptseiten zu treten. Ich wartete zehn, fünfzehn Minuten, während er weiterkritzelte und ab und zu laut rief: »*Viva! Bon, mon garcon! Excellent, Alexandre!*«

Mit einem Ruck, der einem Erdbeben glich, wälzte er schließlich seinen massigen Riesenleib aus dem Bett, schlang die Decke wie eine Toga um sich und kam in diesem Aufzug auf mich zugeschritten, dabei deklamierend, so laut er nur konnte.

Erschreckt wich der Besucher zur Tür zurück. Aber Dumas setzte ihm in großen Sätzen nach, packte ihn beim Revers, rüttelte ihn sanft und fragte:

»Nun, ist das nicht herrlich, he? Großartig! Würdig eines Racine!« Sobald ich wieder Luft schöpfen konnte, stimmte ich ihm zu, es sei in der Tat wunderbar. »Es ist mein neues Stück«, erklärte er. »Ich schreibe einen Akt, manchmal sogar mehr, noch vor dem Frühstück. Der dritte Akt ist gerade fertig geworden.«



T(HOMAS) S (TEARNS) ELIOT (1888-1965), englischer Dichter und Kritiker (allerdings in St. Louis, Missouri, geboren), 1948 mit dem Nobelpreis geehrt. Unter seinen zumeist melancholischen Gedichten, in denen die Desillusionierung und Verzweiflung der modernen Zeit zum Ausdruck kommt, sind doch die bei Millionen von Menschen auf der ganzen Welt bekanntesten Gedichte ausschließlich Katzenlyrik. Eine ganze Heerschar außerordentlich verschiedener Katzen tummelt sich nämlich in ›Old Possums Katzenbuch‹, einer 1939 erschienenen »weniger bedeutenden« Sammlung von Gedichten Eliots.

Aus dem Eliot der Intellektuellen wurde postum der Verfasser von populären Songtexten, weil Andrew Lloyd Webbers Mutter ihren Söhnen, als sie noch klein waren, Eliots Gedichte vorlas. Wir haben also das Musical ›Cats‹ der Katzenliebe von Webbers Mutter und ihrer Vorliebe für Eliots Gedichte zu verdanken. ›Old Possums Katzenbuch‹ hat der kleine Andrew jedenfalls nie vergessen. Eliots wunderbar rhythmische Verse, meint Webber, »gehören zu den besten Songtexten, mit denen je ein Komponist das Glück hatte zu arbeiten, denn Songtexte sind es auf jeden Fall«.

In einem Essay mit dem Titel ›Semper Felix‹ erzählt uns Webber, dass seine Mutter Katzen »bis zur völligen Besessenheit liebte«. Sie litt stark unter Asthma, bestritt aber hartnäckig, dass die Katzen etwas damit zu tun hatten. Nein, keineswegs! Es lag am Weihrauch in der Kirche, wo Andrews

Vater Orgel spielte (ein Glückspilz, der Junge: Musik vom Vater, Literatur von der Mutter). Als der junge Webber, damals etwa zehn Jahre alt, weiterhin darauf beharrte, es könne doch auch an den Katzen liegen, antwortete seine Mutter: »Unsinn, Liebling! Das Asthma habe ich doch nicht wegen meinem Perseus. Sondern wegen diesen schrecklichen Priestern, die gepredigt haben, dass eine Katze keine Seele hat.«

Das war ziemlich unlogisch, berichtet Webber, denn sein Vater spielte schon längst nicht mehr in dieser Kirche Orgel. Aber er fügt gleich hinzu, dass es in seinem Musical ›Cats‹ darum geht, »dass Katzen ganz bestimmt eine Seele haben«.

T. S. Eliot mochte, wie Webber von Eliots Witwe erfuhr, Hunde und Katzen. Eliots Witwe erzählte Webber, dass ihr Mann die berühmten Katzen- und Hundenamen zu seiner eigenen Belustigung dem affigen und hochnäsigen Akzent der englischen Oberklasse entlehnt hatte – wo Poor Little Dogs eben klang wie Pollicle Dogs und Dear Little Cats wie Jellicle Cats.

Für das kleine Häuflein Menschen, das Webbers Bühnenfassung vielleicht noch nicht gesehen hat, sei hier nur erwähnt, dass Eliots ›Cats‹ eine Art Katzen-Ensemble ist. Die Mannschaft wird vorgestellt, um Katzenmenschen dabei zu helfen, Namen für ihre Katzen zu finden. Wir lernen Growltiger und Mungojerrie und Rumpelteazer kennen und natürlich Old Deuteronomy und Mr Mistoffelles und Macavity und Gus und viele andere. Mehr als einmal werden wir deutlich daran erinnert, dass »eine Katze kein Hund ist« – und umgekehrt. Wir erfahren von erbitterten Schlachten – zwischen den Pekinesen und den Pollicles (Sie erinnern sich? Die Poor Little Cats), unter Beteiligung der Möpse und Poms (Pommeraner, versteht sich).

Allzu niedlich und süß? Oder mit tiefem Symbolgehalt? Diese Frage hätte man sich in den unzähligen Kritiken des Musicals ruhig auch einmal stellen können, denn bei Eliot sind die Dinge nie einfach das, was sie scheinen.

Eliot wurde mit dem Nobelpreis geehrt, hat aber den Dauerbrenner-Erfolg der musikalischen Fassung von ›Cats‹ nicht mehr erlebt. Aber er lebte noch, als 1936 William Butler Yeats' Kommentare zu seinem Werk im ›Oxford Book of Modern English Verse‹ erschienen. Mit leicht gebremstem Lob beschreibt Yeats Eliots Verse als größtenteils »rhythmisch uninteressant« mit »monotonem Akzent«, also völlig passend für unsere »graue, kalte, trockene« moderne Welt. (Webber hatte das sicherlich auch gelesen, ehe er Eliot als großartigen Songschreiber heilig sprach.) Eliots Kunst, meinte Yeats, komme ihm vor wie ein »Gemälde von Monet« (der Katzen liebte) und flöße ihm eine tiefe Sehnsucht nach »lebendigen Farben und Licht« ein.

Da wir nun in diesem Abschnitt der Katzenliteratur schon einmal so weit gediehen sind, sollten wir fairerweise auch die letzten Zeilen eines Katzensgedichts von Yeats zitieren (der seinerseits – vielleicht zu seinem Glück – nicht mehr unter uns weilte, als der unlyrische Eliot den Nobelpreis bekam). Yeats' Gedicht handelt von einem Kater namens Minnaloushe, der im Mondlicht tanzt und springt:

Minnaloushe kriecht durchs Gras
Allein, ganz wichtig, furchtbar weise,
Und hebt zum wechselhaften Mond
Sein wechselhaftes Katzenaug.

Eliot lebt in vielen Essays und Biografien fort und natürlich in ›Cats‹. Ein neuerer, »heftig umstrittener« Band trägt den Titel

›T. S. Eliot, Antisemitismus und literarische Form‹ und hat einen umfangreichen Briefwechsel nach sich gezogen.

Webber beschließt seine aufschlussreichen Erinnerungen mit der Hoffnung, dass irgendwo im Himmel seine Mutter »mit meinem Vater in einer Welt voller Katzen und ohne Asthma lebt«. Und wir fügen hinzu: auch mit Yeats und Eliot, die sich über Mondrhythmen und postumen Ruhm streiten.

Und noch immer sind wir nicht am Ende unserer Aufarbeitung des berühmten Musicals angelangt. Am 1. April 1997 stellte die Tänzerin Danielle, die in ›Cats‹ die Rolle der geschmeidigen Bombalurina spielt, einen Rekord auf: Sie war die Broadway-Darstellerin mit der längsten Folge von Auftritten – 4848 mal in ›Cats‹! Allerhand! Aber auch die Zahl der Katzen, mit denen die Schauspielerin in Jersey City zusammenlebte, war rekordverdächtig: insgesamt waren es elf.

Die – beinahe überflüssige – Erklärung der Tänzerin Danielle in einem Interview lautete: »Ich liebe Katzen!«



ANNE FRANK (1929-1945), das erstaunlich begabte jüdische Mädchen, dessen kurzes, tragisches Leben Millionen von Menschen kennen. Dank der Entdeckung ihres geheimen Tagebuchs (das sie übrigens immer mit »Liebe Kitty« anredete) nach ihrem Tod berührte Anne Franks Bericht über den Naziterror spätere Generationen weit mehr als die Berichte von Erwachsenen, die diese Zeit überlebt hatten, oder von Historikern. Und das ist auch heute noch so.

Mohrchen, Mouchi und Moffi waren Katzen, die kurze Zeit mit Anne Frank zusammenlebten. Wenn man sich Anne Franks Geschichte auf dem Umweg über ihre Verbindung zu den Katzen nähert, sieht man natürlich nur einen Teilaspekt. Es bleibt aber die Tatsache, dass die Katzen da waren – Teil ihres Lebens wie so vieles andere, und sehr oft in ihrem Tagebuch erwähnt. Jedenfalls können wir so dieses Mädchen noch einmal und noch anders kennen lernen, ein Mädchen, das wusste, dass es eine Künstlerin war, ein Mädchen, das ewig leben wollte.

Mohrchen war Annes Katze, als die Familie Frank in Amsterdam noch frei leben konnte. Sie waren 1933 nach der Machtergreifung der Nazis aus Deutschland hierher gezogen. Und wie Anne ganz ausdrücklich schreibt, war Mohrchen, ihr lieber kleiner Kater, »das Einzige, wovon ich Abschied nahm«, als die Familie sich von ihrem Zuhause in das Versteck begab.

Mouchi, ein Kater, gehörte Peter, dem 16-jährigen jüdischen Jungen, dessen Familie das Versteck mit den Franks teilte.

Anne beschloss, sich in Peter zu verlieben – sie hatte keine andere Wahl –, und seine Katze spielte bei Annes Analyse von Peters Gefühlsleben eine wichtige Rolle. Wie wir sehen werden, diskutierten Anne und Peter auf dem Umweg über Mouchis Geschlecht auch über Sex.

Moffi war ein Arbeitskater, der bereits im Lagerhaus lebte, als die Franks dort ihr Versteck bezogen, in dem sie für Jahre bleiben sollten. Moffi sollte Ratten und Mäuse fangen; selbst hatte er Flöhe. All dies findet sich in Annes Aufzeichnungen über ihr Leben. Sie ist nicht katzenverrückt oder -besessen. Wie könnte sie auch, hatte sie doch in ihren Gedanken und Gefühlen wahrhaftig mit sich selbst und mit der ganzen Welt genug zu tun. Und doch erscheint Mohrchen ganz am Anfang von Annes Tagebuch.

Wir schreiben den 14. Juni 1942, Annes 13. Geburtstag. Sie ist zu aufgereggt, um noch im Bett zu bleiben, und steht schon vor der erlaubten Zeit (sieben Uhr) auf. »Dann hielt ich es aber nicht mehr länger aus. Ich lief ins Esszimmer, wo Mohrchen, unser kleiner Kater, mich mit heftigen Liebkosungen begrüßte.«

Die erste Ausgabe von Anne Franks Tagebuch erschien kurz nach dem Krieg in den Niederlanden. Das Tagebuch wurde dann viele, viele Male übersetzt und neu herausgegeben und auf der ganzen Welt sind unzählige Fassungen verbreitet, für die Bühne, für den Film und für das Fernsehen bearbeitet. Im Jahre 1986 erschien eine »kritische Ausgabe«, die als »die für die Forschung nützlichste« erachtet wird, und eine neue »definitive Ausgabe« kam im Jahre 1995 heraus.

Annes Text, aus dem so viel Mut, Sorge, Bescheidenheit, Selbstvertrauen, Vernunft, Humor, Menschenliebe, Nachdenklichkeit, Erinnerungen, Entwicklungen und Pläne für die Zukunft sprechen, stand leider nach dem Holocaust im Zentrum zahlreicher menschlicher Konflikte: juristische

Auseinandersetzungen zwischen Überlebenden der Familie und den Drehbuchschreibern über »Rechte«, Kämpfe innerhalb der Familie darüber, was veröffentlicht werden sollte und was nicht und aus welchem Grund.

Doch zurück zu den Vierbeinern: Mohrchen verschwindet, wie wir schon gehört haben, bald aus Annes Geschichte. Drei Wochen später berichtet Anne in einer Zeit, in der sie mit ihrer jungen Liebe, Schulprüfungen und der Bedrohung ihrer Familie und ihres Landes zu kämpfen hat, von der Flucht ihrer Familie in die zeitweilige Sicherheit bei den wunderbaren niederländischen Freunden:

Ich kannte nämlich immer noch nicht den geheimnisvollen Ort, der uns aufnehmen sollte... Um 7.30 Uhr schlossen auch wir die Tür hinter uns. Das Einzige, wovon ich Abschied nahm, war Mohrchen, mein lieber kleiner Kater, der eine neue gute Heimat bei Nachbarn bekommen sollte.

Mohrchen wurde also nicht ausgesetzt und musste für sich selbst sorgen, was ja nur zu verständlich gewesen wäre, wenn man bedenkt, was diese und so viele andere Familien in jenem Sommer 1942 durchmachten. Nein. Am 8. Juli 1942 bezogen die Franks das sorgfältig ausgewählte Versteck, das sie vor den Nazis verbergen sollte, und Anne notierte, welche Vorkehrungen man getroffen hatte, damit Mohrchen ein gutes neues Zuhause bekommen würde. Man hatte alles für den Nachbarn auf einen Zettel aufgeschrieben. Und nicht nur einen Zettel gab es. Auf dem »Küchentisch stand ein Pfund Fleisch für die Katze«.

Wie alle Welt weiß, folgten zwei Jahre in der Sicherheit ihres Geheimverstecks. Dann wurde die Familie verraten und Anne starb im März 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen,

zwei Monate, bevor Holland befreit wurde und drei Monate vor ihrem 16. Geburtstag.

Der Kater Mohrchen bleibt also auf immer »das Einzige«, wovon Anne Abschied nahm. Und jenes Pfund Fleisch war im vom Krieg zerrissenen Europa wahrhaftig kein kleines Abschiedsgeschenk.

Nun kam Mouchi, zusammen mit Peter, einem »ziemlich langweiligen und verlegenen Burschen von 16 Jahren«, und seinen Eltern, die zu den Franks in ihr Versteck im Verwaltungsgebäude eines Lagerhauses zogen. Zunächst interessiert sich Anne nicht besonders für den Jungen und äußert sich sehr kritisch über ihn. Doch dann berichtet sie mehr und mehr von Peter und seiner Persönlichkeit, von seiner »Akrobatik« mit Mouchi und seiner Jagd auf Mouchis Flöhe. Nach einigen längeren Gesprächen mit Peter, die beinahe schon Flirts waren, schreibt sie: »Jetzt verstehe ich besser, warum er Mouchi immer umarmt. Er braucht Zuneigung.« (Meint sie nun Mouchi oder Peter?)

Aber es war Moffi, der Rattenfänger, der zu einer Unterhaltung über Sex zwischen Anne und Peter führte. Anne, ihre Schwester Margot und Peter schälten gerade auf dem Speicher Kartoffeln, als das Gespräch auf Moffi kam. »Wir wissen immer noch nicht, ob Moffi ein Kater oder eine Katze ist«, bemerkte Anne im Plauderton. Doch, meinte Peter, Moffi sei ein Kater.

Anne lachte und meinte, das sei ein schöner Kater, der in anderen Umständen sei. Denn noch vor einigen Wochen hatte Peter erklärt, dass Moffi bald Junge kriegen würde, weil sie so dick war. Doch die Jungen ließen auf sich warten. Wahrscheinlich kam der dicke Bauch von den vielen gestohlenen Leckerbissen.

Peter musste sich verteidigen. »Nein«, sagte er. »Komm mit und sieh ihn dir an. Ich habe mich mal mit ihm gebalgt und deutlich gesehen, dass er ein Kater ist.«

Anne konnte ihre »Neugier nicht bezwingen«. Aber Moffi war nirgends zu finden und es war eine gefährliche Suchaktion im ganzen Haus nötig, ehe Anne die Katze unten im Packraum fand. Peter spielte mit Moffi auf einem Tisch. Anne schrieb voller Bewunderung:

Peter... packte Moffi sehr geschickt am Kopf, gleichzeitig die Pfoten festhaltend, drehte ihn um und die Lektion begann: »Hier ist sein Geschlechtsteil, da sind lose Haare, und da ist der Hintern!«

Schon machte Moffi eine halbe Drehung und stand wieder auf seinen weißen Pfötchen.

Anne meinte, Peter sei wunderbar mit dieser Situation umgegangen:

... Peter sprach so unbefangen über das heikle Thema, dass ich schließlich auch nichts Besonderes mehr dabei fand. Wir spielten mit Moffi, amüsierten uns mit ihm, erzählten noch allerlei und schlenderten dann durch das große Lager langsam nach oben.

Auf dem Weg ins Versteck erzählte Anne Peter, dass sie, wenn sie etwas wissen möchte, es meistens »zufällig in einem Buch« findet. Peter nicht, er fragte immer seinen Vater, denn der »weiß doch viel und hat große Erfahrung«.

Anne hatte wie immer ihre Zweifel, aber nach dieser interessanten Konversation über Katzen schwieg sie. Und so grübelte sie wie immer weiter: dass sie mit einem anderen Mädchen nicht »so einfach davon gesprochen« hätte; dass ihre

Mutter ihr geraten hatte, »solche Gespräche mit Jungens zu vermeiden«, und noch vieles mehr. »Mir war doch den ganzen Tag ein bisschen komisch.«

Wie viele andere Mädchen hatte Anne Probleme mit ihrer Mutter, liebte aber ihren Vater bedingungslos. Er war der einzige Überlebende der achtköpfigen Notgemeinschaft, die in bedrängender Enge unter strengster Bewachung miteinander im Versteck gelebt hatten. Er gab die erste Fassung des Tagebuches heraus, die damals, vor einem halben Jahrhundert, »der Diskretion zuliebe« um etwa dreißig Seiten gekürzt war. Eine umfassende Kritik der neueren »endgültigen« Ausgabe bestätigt, dass Annes Tagebuch, samt ihren Katzen, »weiterhin erstaunlich und ungeheuer schmerzvoll ist... ein Text, der vor Angst und Spannung beinahe krank ist, und doch auf wunderbare Weise klar durchdacht«.



PAUL GALLICO (1897-1976), amerikanischer Bestsellerautor und kerniger Sportsmann, der mit mindestens zehn Katzen zusammenlebte. Ihre Namen waren Chilla, Chin, Limpy, Lulu II. Morris, Pitipoo, Tante Hedwig, Tough Charlie, Tough Tom und Wuzzy. Der überaus kreative Gallico hauste nacheinander auch mit noch mehr Katzen zusammen, denn Chilla et al. hatten ihm beigebracht, wie wichtig Katzen sein können. Dabei schuf er eine Katzengestalt, die als Heldin eines berühmten Buches große Karriere machte.

Nach seinem Studium an der Columbia University war Gallico schon bald der bestbezahlte Sportjournalist seiner Zeit. Er war so sportbegeistert und so versessen auf authentische Berichte, dass er in zwölf Sportarten (etwa eine pro Katze) als Athlet Hervorragendes leistete. Sein Perfektionismus ließ ihn unter anderem gegen Jack Dempsey in den Ring steigen und mit Johnny Weissmüller um die Wette schwimmen. Kaum der typische leicht verweichlichte Katzenfreund.

Seine Familie war eigentlich am anderen Ende des kulturellen Spektrums angesiedelt – weit entfernt von Tennis und Fußball. Gallicos Vater war in Triest geboren und Pianist, seine Mutter Geigerin. Ein kurzes Streiflicht auf die Ahnenreihe des Sportjournalisten Gallico: Sein Vater Paolo Gallico schloss 1886 die Ausbildung am Wiener Konservatorium mit Auszeichnung ab, studierte bei Bruckner, unternahm ausgedehnte Konzertreisen durch Europa und Amerika, ließ sich dann 1892 in New York als Lehrer und

Komponist nieder. Er schrieb unter anderem eine Oper, eine Operette und ein Oratorium mit dem Titel ›Die Apokalypse‹.

Sein Sohn hörte von Kindesbeinen an viel Musik und wurde ein Sportjournalist mit einer Mission: In seinem 1938 veröffentlichten ›Farewell to Sport‹ [Abschied vom Sport] prangerte er die Profis im angeblichen Amateursport an, immerhin vor über sechzig Jahren! Nach diesem furiosen Abschied vom Sportjournalismus wandte sich Gallico ganz den Romanen zu. Sein erster Erfolg war ›The Snow Goose‹ [Die Schneegans] (1941), der von den Abenteuern einer Gans erzählt, die immer zu ihrem Zuhause bei einem Leuchtturm zurückkehrte, dazu noch von einer zum Scheitern verurteilten Liebe, und alles vor dem Hintergrund der Rettung der britischen Truppen aus Dünkirchen im Jahre 1940. Darauf folgten Bestseller, die in ganz verschiedenen Welten spielten – in der Welt der Tiere, in der Natur und in der Modewelt. Gallicos Bücher wurden verfilmt und in viele Sprachen übersetzt.

Die berühmteste Heldin dieses intellektuellen und fantasievollen Katzenliebhabers war die Hauptfigur von ›Meine Freundin Jennie‹, das im Jahre 1950 veröffentlicht wurde. Das Buch wurde ein Riesenbestseller und war das Lieblingswerk des Autors. ›Jennie‹ ist ein wunderbarer Schmöker für Leser aller Altersstufen und selbst ein halbes Jahrhundert später noch kein bisschen angestaubt. Das Buch hat eigentlich zwei Helden – Peter, einen kleinen Jungen, und Jennie, die Titelkatze. Peter wünscht sich von ganzem Herzen eine Katze, aber seine Eltern (Vater Oberst beim Militär, Mutter hat immer so viel zu tun – ja, schon damals!) und seine schottische Nanny wollen solchen Unsinn nicht erlauben.

Eines Tages wird Peter von einem Auto angefahren und schwer verletzt, als er versucht, eine kleine getigerte Katze zu fangen und zu streicheln. Man bringt ihn bewusstlos ins

Krankenhaus und der größte Teil des Buches spielt sich in Peters Träumen ab. In seinem Krankenhausbett träumt der Junge, er sei eine Katze geworden. Plötzlich sitzt er auf der Straße, hat keine Ahnung, wie man sich als Katze zu verhalten hat und wie man als Heimatloser in dieser bedrohlichen Welt überlebt.

Zum Glück lernt Peter-der-Traum-Kater eine außerordentlich clevere kleine Katze namens Jennie kennen, die ihm mit der Zeit alles beibringt, was er wissen muss, von den besten Techniken beim Mäusefangen bis hin zur Meidung grausamer Menschen. Dieser Unterricht beginnt, nachdem ihr Peter gestanden hat, dass er eigentlich ein achtjähriger Junge ist und dringend Katzenbenahmen lernen muss, und zwar ganz von Anfang an.

Jennie, die geborene Pädagogin, erläutert ihm ihre Grundregel: »Bist du dir im Zweifel, über irgendwas im Zweifel – wasch dich!... Hast du irgendetwas angestellt und jemand schilt dich – wasch dich schnell... Befindest du dich in einem heftigen Streit und möchtest die Feindseligkeiten gern unterbrechen, bis du dich ein wenig gesammelt hast, fang einfach an, dich zu waschen.«

Jetzt wissen wir es also. Aber das ist nur der Anfang. Peter und Jennie erleben eine atemberaubende Serie von Abenteuern: stehlen Essen, ziehen durch London, gehen an Bord eines Schiffes, finden sogar einen freundlichen, alten Menschen, der sie zu sich nimmt, wenn auch Jennie eine große Abneigung gegen Menschen hegt und die geborene Streunerin ist. Das ist ein trauriges Zwischenspiel. Denn Jennies Menschenhass ist nicht angeboren. Einmal hatte sie drei Jahre lang ein wunderbares Zuhause bei einer Familie, erzählt sie Peter. Aber dann hat man sie ausgesetzt. Und seither...

Peter nimmt Jennie sogar in sein altes Zuhause in den Cavendish Mews mit. Er sieht die Katzen, die er früher immer

gestreichelt hat, aber nun begrüßt er sie und reibt sein Köpfchen an ihrem. In diesem Kapitel gibt es wunderbare Schilderungen der Beziehungen zwischen Menschen und Katzen. Und einen tollen Kampf zwischen Peter und einem knallharten Straßenkater namens Dempsey, eine pfiffige Reminiszenz an die früheren Boxabenteuer des Autors. Es geht bei der Prügelei natürlich um eine Dame, um Jennie, und Gallico nutzt die Gelegenheit, den Kampf auf geheimnisvolle Weise bis zur Rückkehr in die Menschenwelt zu verlängern.

Am Ende des Buches erlangt Peter das Bewusstsein wieder, liegt natürlich immer noch im Bett, von Krankenschwestern und seinen besorgten Eltern umringt. Ganz vorsichtig »hob er seine linke Pfote hoch und bemerkte zu seiner großen Überraschung, dass sich an ihrem Ende keine scharfen krummen Krallen mehr befanden, sondern fünf rosige Finger«.

Als Peter aus seinem Traum erwacht, begreift er schnell, dass er nun keine Katze mehr ist, sondern wieder »von Kopf bis Fuß ein Junge«. Er weint, weil er begreift, dass seine beste Freundin Jennie und die Welt, in der sie lebt, für ihn auf immer verloren sind. Seine Eltern sind außer sich vor Freude, dass er noch lebt. Und es gibt natürlich ein Happy End. Ein kleines schwarz-weißes Kätzchen wird ins Krankenzimmer gebracht: Endlich haben die Eltern begriffen, was ihr kleiner Junge sich am allermeisten im Leben wünscht. Zunächst fangt er wieder zu weinen an – weil dieses goldige Kätzchen nicht seine Jennie ist.

Aber dann merkt er, dass dieses Kätzchen weich und sanft ist. Und wunderschön. Es krabbelt Peter gleich auf den Bauch, schmiegt den Kopf unter sein Kinn und beginnt so laut zu schnurren, dass das ganze Bett zu beben scheint, »wie das im Lauf der Zeit noch viele andere Katzen tun sollten, als ob sie Peter sofort als einen der Ihrigen erkannten«.

In den letzten Zeilen des Buches lächelt Peter dann endlich wieder: »Ach, Mammie, ist sie nicht süß? Sieh doch nur, wie zärtlich sie ist! Ich glaube, ich werde sie ›Pünktchen‹ nennen, weil sie diesen komischen kleinen Fleck unter der Nase hat. Und darf sie bitte bei mir schlafen?«

Gallico ist ein meisterlicher Geschichtenerzähler. Wenn er Abenteuer und Gefühle kombiniert, läuft er zwar manchmal Gefahr, in die sentimentale Richtung einzuschwenken, aber der gewiefte Sportjournalist weiß, wie man diesem Risiko ausweicht – wie einem schnellen Schlag von Dempseys gefährlicher Pfote. Er hat sich einen wunderbaren Kunstgriff dafür ausgedacht: das Leben als Traum, durch die Augen einer unerfahrenen, jungen Katze gesehen. Gallico war als Schriftsteller so überaus erfolgreich, weil er es verstand, von der Kunst, vom Leben und von seinen vielen Katzen zu lernen. Durch die Figur der Jennie kann nun dieses gesammelte Wissen an den (beinahe autobiografischen?) Peter weitergegeben werden. Und ein halbes Jahrhundert später an uns.

THEOPHILE GAUTIER (1811-1872), französischer Dichter, außerordentlich produktiver Romancier, Journalist, Maler, Kunstkritiker und Reiseschriftsteller. Baudelaire nannte ihn »den vollkommensten Magier der französischen Literatur«. Ursprünglich begeisterte sich Gautier für die Romantik des Victor Hugo, wandte sich dann aber später dem klassischen Griechenland und Goethe zu – und immer den Katzen.

Als junger Mann war er als Exzentriker bekannt und genoss seine Auftritte in »einer flammend roten Weste und mit Unmengen wallender Locken«. Als die französische Oper sich von der Klassik zur ungezügelten Romantik wandte, freute sich Gautier von ganzem Herzen, dass die brandneue ›La

Sylphide« (1832) »von Gnomen, Undinen, Salamandern, Nixen, Nachtgespenstern, Peris wimmelte – und derlei mehr seltsamen und geheimnisvollen Völkchen«.

Gautier war für die »Kunst um der Kunst willen« – und für Katzen. Einige seiner Katzen trugen Namen wie: Enjolras, Eponine, Gavroche, Madame Théophile, Seraphita, Zizi, Zobeïde, Zuleika und Zulema. Eponine, einer seiner Lieblinge, pflegte Besucher zu Hause im Wartezimmer zu empfangen und dann wohlherzogen in den Salon zu geleiten, wo sie mit ihnen geduldig auf den Autor wartete.

Eines Tages kam der Komponist Massenet, der Gautier angefleht hatte, doch ein Opernlibretto für ihn zu schreiben, und folgte Eponine in den Salon. Als Gautier die Tür öffnete, fand er Eponine und den Komponisten in äußerst vertrautem Gespräch. Dieser Anblick erwärmte Gautiers Herz und verhalf Massenet zu seinem Libretto. Gautier begann sofort zu schreiben und vollendete rasch das Werk mit dem passenden Titel ›Le Préneur de Rats« [Der Rattenfänger]. Leider wurde das Werk niemals aufgeführt, schade eigentlich, denn Eponine und einige andere hätten es wirklich verdient, zur Belohnung bei der Premiere in der ersten Reihe zu sitzen!

Mindestens zwanzig Katzen sind im Hintergrund eines derben Karikaturporträts von Gautier zu sehen, das sein Freund F. T. Nadar gezeichnet hat. Und wo wir gerade über die vielen Talente in dieser Blütezeit Frankreichs sprechen: Nadar seinerseits war Schriftsteller, Erfinder, Medizinstudent und Ballonfahrer und er flog 1863 – etwa um die Zeit, als er Gautier porträtierte – in einem primitiven Flugzeug von Paris nach Hannover.

›Intime Menagerie« ist der Titel eines Werkes von Gautier, das sein lebhaftes Interesse am Leben der Tiere deutlich zeigt. Gautier schrieb, es sei nicht leicht, sich die Freundschaft einer Katze zu erwerben, weil »die Katze ein philosophisches,

methodisches, ruhiges Tier ist, das zäh an seinen Gewohnheiten festhält, Ordnung und Sauberkeit liebt und seine Freundschaft nicht leichtfertig vergibt«.

»Wenn man jedoch der Zuneigung einer Katze für würdig befunden wird«, fährt er fort, »ist eine Katze dein Freund, aber niemals dein Sklave. Sie behält ihren freien Willen, auch wenn sie dich liebt, und sie wird nichts für dich tun, was sie für unvernünftig hält. Aber wenn sie sich dir einmal hingibt, dann mit absolutem Vertrauen und treuer Zuneigung.«

An anderer Stelle bemerkte Gautier einmal: »Was ich schreibe, ist nichts für kleine Mädchen.« Seine Katzenkommentare scheinen jedoch eigentlich erzieherisch recht wertvoll zu sein, und seine beiden kleinen Mädchen haben sich – trotz Papas überkandidelter Lebensweise in jungen Jahren – prächtig entwickelt. So scheint es uns im Nachhinein heute. Jedenfalls würden sich selbst Eltern, die weit weniger gegen das ästhetische Establishment Sturm laufen als seinerzeit Gautier, heute stolz und glücklich preisen, solche Töchter zu haben.

Die ältere Tochter Judith wurde 1850 geboren, als Gautier 39 Jahre alt war. Sie studierte Chinesisch und beherrschte diese Sprache auch. Die Übersetzerin fernöstlicher Literatur galt selbst auch als »ausgezeichnete Schriftstellerin«, zu deren Werken Romane und Studien über das alte Persien zählen. Einige Jahre lang war sie mit Catulle Mendès verheiratet, von dem sie sich – wieder sehr modern – scheiden ließ. (Mendès – noch so ein Vielschreiber – veröffentlichte nicht weniger als 150 Bände mit Gedichten, Romanen und Theaterstücken.)

Gautiers jüngere Tochter Estelle heiratete einen anderen französischen Schriftsteller, Emile Bererat, der ursprünglich Maler gewesen war. Es scheint unter den Kollegen kaum eine Generationenkluft, wohl aber sehr viel Respekt geherrscht zu haben. Bererat bearbeitete einen Roman seines

Schwiegervaters für die Bühne und veröffentlichte nach dessen Tod eine zweibändige Würdigung seines Werkes. Hierin beschrieb er Gautiers unglaubliches Arbeitspensum, seine Freundschaften mit berühmten Künstlern, sein Heim und sein Familienleben, inklusive Madame Theophile, Zuleika und allen anderen.



ERNEST HEMINGWAY (1899-1961), gefeierter, mit Preisen überhäufte(r) Trendsetter unter den amerikanischen Schriftstellern, der besessen war von »männlichen« Aktivitäten: Boxen, Jagd, Angeln, Krieg, Suff, Frauen – und Katzen. Man schätzt die Anzahl der Vierbeiner des Katzennarren Hemingway auf 35 bis 40. Hier einige Namen: Alley Cat, Boise, Cuba, Mr Feather Puss, Pilar, Princess, Skunk, Whitehead. (Es gab übrigens auch einen Springerspaniel namens Blackie.)

Hemingway war viermal verheiratet und hatte unzählige Geliebte. Man sagte ihm nach, er wechsele jedes Mal die Frau, wenn er ein neues Buch begann. Seine Enkelinnen Margaux und Muriel (deren Katze Misty Grey hieß) haben dafür gesorgt, dass der Familienname in aller Munde blieb.

Hemingway unternahm weite Reisen, und wo immer er auch auftauchte, suchte er die Gesellschaft von Katzen. Nachdem man ihn im Ersten Weltkrieg wegen seiner Sehschwäche ausgemustert hatte, meldete er sich freiwillig als Krankenwagenfahrer beim Roten Kreuz. Er wurde an der italienischen Front verwundet und verbrachte danach einige Zeit in Paris, wo er sich mit Gertrude Stein (die mit einem Pudel zusammenlebte) und anderen Exil-Amerikanern anfreundete.

Die Helden seiner Romane und Geschichten waren – im Gegensatz zu seinen Katzen – gewöhnlich Männer, »die sich ihrer Todesfurcht und der Leere ihres Lebens stellen.« Die

verlorene, die »harte« Generation war sein Rohmaterial für Bestseller und brachte ihm sehr viel Geld. Das machte seine Schuldgefühle nur noch größer: Er ließ es sich gut gehen und hatte Swimmingpools, dabei hatte er eigentlich ein radikales, soziales Bewusstsein – und eine dicke Akte beim FBI. Als 1952 ›Der alte Mann und das Meer‹ veröffentlicht wurde, druckte die Zeitschrift ›Life‹ den Text eine Woche vor dem Erscheinungsdatum ab und verkaufte an einem einzigen Tag 5,3 Millionen Exemplare. Das tat aber dem Erfolg des Buches, der Übersetzungen oder des Films keinen Abbruch. In einem langen Artikel auf der ersten Seite des ›New York Times Book Review‹ schrieb der damalige Literaturpapst Robert Gorham Davis aus diesem Anlass:

Hemingways Helden werden beinahe alle besiegt, sterben oder verlieren, was sie lieben, auch wenn die Geschichten auf den ersten Blick bloße körperliche Tapferkeit und Stärke zu besingen scheinen. Wichtig ist, nach welchem Kodex sie kämpfen, und dass sie das richtige Gefühl für das, wofür sie kämpfen, nicht verlieren.

Eine spätere Kritikergeneration zerpfückte seine Texte noch weit mehr und beleuchtete die theatralisch zur Schau gestellte »Todessehnsucht« mithilfe seiner Biografie: »Sein Macho-Gehabe war nur eine Maske für seine Unsicherheit.« Sie gingen sogar noch weiter und brachten seine eigene sexuelle Ambivalenz und seinen »Kampf gegen das Androgyne« ins Spiel. Solche Experten erinnern gern daran, dass der kleine Ernest in Mädchenkleider gesteckt wurde und von seiner Mutter, einer verkrachten Opernsängerin, als »Zwilling« seiner etwas älteren Schwester großgezogen wurde. Sein Vater, ein erfolgreicher Arzt (und manisch depressiver Mann, der sich eine Kugel in den Kopf jagte, als Ernest dreißig Jahre alt war),

ging in die entgegengesetzte Richtung und verherrlichte die maskulinen Aktivitäten des Jagens und Fischens.

Hemingways drei Söhne aus den beiden ersten Ehen hatten kein glückliches Leben. Der Jüngste, der sich offen als Transvestit bekannte, teilte der ›Washington Post‹ anlässlich der Veröffentlichung von ›Der alte Mann und das Meer‹ unumwunden mit, er halte das Buch für sentimentales Gewäsch von der schlimmsten Sorte.

Als Hemingway einmal von einem Analytiker gefragt wurde, was er aus der Psychoanalyse gelernt habe, antwortete er »sehr wenig« und fügte noch hinzu, er hoffe, dass »sie [die Analytiker] so viel wie irgend möglich aus meinen veröffentlichten Werken gelernt haben«.

Was die Analytiker aus seiner Katzenliebe gelernt haben, ist sicherlich bisher nicht genügend betont worden. Es wurde zwar schon ungeheuer viel über Hemingways Leben und dessen Wiederhall in seinem Werk geschrieben, aber das Leben mit seinen Katzen – wenn er aß, saßen sie auf dem Tisch, gleich neben den Weinflaschen – wurde wie üblich sträflich vernachlässigt.

In einer Kurzgeschichte mit dem Titel ›Katze im Regen‹ wählt Hemingway als zentrale Figur eine junge Ehefrau, deren Mann im Bett liegt und gleichgültig in seinem Buch weiterliest. Die beiden sind in einem kleinen italienischen Hotel abgestiegen. Im zweiten Absatz der Geschichte taucht eine heimatlose Katze auf:

Die junge Amerikanerin stand am Fenster und sah hinaus. Grad unter ihrem Fenster hockte eine Katze unter einem der vom Regen tiefenden Tische. Die Katze suchte sich so zusammenzuballen, dass es nicht auf sie tropfen konnte.

Die namenlose »Amerikanerin« verkündet, sie würde jetzt nach unten gehen und das Kätzchen holen. Der Mann bietet vom Bett aus an, er könnte das auch machen.

»Nein, ich hol es. Das arme Kätzchen da draußen, was es sich anstrengt, um unter dem Tisch trocken zu bleiben.«

In den wenigen verbleibenden Absätzen geht die Ehefrau nach unten, redet am Empfang mit dem alten Hotelbesitzer, den sie mag. »Sie mochte, wie er sich als Hotelbesitzer fühlte. Sie mochte sein altes, schweres Gesicht und seine großen Hände.«

Draußen versucht sie ohne Erfolg, die Katze zu finden. Ein Zimmermädchen kommt mit einem Regenschirm aus dem Hotel gelaufen und fragt sie, ob sie etwas verloren hat.

»Da war eine Katze«, sagte die junge Amerikanerin.

»Eine Katze?«

»*Si, il gatto.*«

»Eine Katze?«, lachte das Zimmermädchen. »Eine Katze im Regen?«

»Ja«, sagte sie, »unterm Tisch«, und dann: »Ach, ich wollte sie so gern haben. Ich wollte so gern ein Kätzchen haben.«

Das Zimmermädchen geleitet die junge Ehefrau zurück ins Hotel. Oben im Zimmer fragt der gleichgültige Ehemann, ob sie die Katze gefunden hat. Nein, »sie war weg«. Es folgen noch einige Sätze im Dialog. Die Frau verkündet, dass sie ihre Frisur verändern möchte, dass sie es so überhat, »wie ein Junge auszusehen«.

Der Mann, das Buch noch in der Hand, erwidert, dass sie »ganz verteufelt hübsch« aussieht. Die Frau entgegnet, sie wolle »das Haar ganz straff und glatt nach hinten ziehen und hinten einen schweren Knoten machen, den ich wirklich fühlen kann«... »Und ich möchte ein Kätzchen haben, das auf meinem Schoß sitzt und schnurrt, wenn ich es streichle.«

»Wahrhaftig?«, ist die Antwort des Gatten.

Die Frau fährt fort, sie wolle im Kerzenschein an einem Tisch essen, sie wüsche, es wäre Frühling, sie wüsche sich ein Kätzchen und neue Kleider.

»Nun hör schon auf und nimm dir was zu lesen«, erwidert der Mann.

In dem Augenblick klopft es an der Zimmertür. Das Zimmermädchen steht da und hält »eine große, schildpattfarbene Katze eng an sich gepresst, die an ihrem Körper herunterhing. ›Verzeihung‹, sagte sie. ›Der *Fadrone* sagte, ich soll dies der *Signora* bringen.«

Und das ist das Ende der Geschichte. Selbst bei oberflächlicher Lektüre scheint sie voller Symbolik zu stecken und ziemlich deutlich auf eine gar nicht so seltene eheliche Situation anzuspielen – und auf einiges mehr. Viele Jahre nach ihrer Veröffentlichung und nach Hemingways Selbstmord zerpfückte ein amerikanischer Linguistikprofessor die Geschichte. Er bemerkt, dass Hemingway dem Leser »ein Gefühl für die Frustration der amerikanischen Ehefrau« vermittelt und dass »die Katze aus dem Titel irgendwie für etwas anderes stehen soll. In Ermangelung eines besseren Wortes könnte man sagen, dass sie symbolisch ist.«

Mit keinem Wort erwähnt der Professor Hemingways Ehen, seine damals schon in aller Öffentlichkeit diskutierte sexuelle Desorientierung oder seine wohl bekannte Katzennarrheit.

Viele von Hemingways Bestsellern wurden verfilmt und die Spitzenstars seiner Zeit spielten die Helden und Heldinnen: Humphrey Bogart und Lauren Bacall, Gary Cooper und Ingrid Bergman sowie Spencer Tracy. Diese Schauspieler waren übrigens alle Hundebesitzer.

E.T.A. HOFFMANN (1776-1822), deutscher Schriftsteller. »Ich bin ein wahres Genie«, erklärte Hoffmanns Kater Murr der

Welt vor 180 Jahren, in seiner eigenen Vorrede zu ›Lebensansichten des Katers Murr‹. »Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angeboren, übergebe ich der Welt meine Biografie.« In zwei Bänden.

Was auf diese Vorrede folgt, ist eine nur dürftig verhüllte Autobiografie Hoffmanns – der zweifellos auch ein Genie war. Er war ein außerordentlich vielseitiger und origineller Schriftsteller, aber auch ein begeisterter Komponist, Jurist, Theaterkritiker, Karikaturist, Bühnenbildner und Musiker. Er hatte viele Romanzen mit Frauen. Beethoven und Schumann verehrten ihn, ebenso Carlyle, der einige seiner Werke ins Englische übersetzte.

Es gab natürlich einen echten Kater Murr, der bei Hoffmann lebte, einen großen, schönen Tigerkater. Der erscheint in der Korrespondenz an Hoffmanns Freunde als »Kater von großer Schönheit und noch größerer Intelligenz«, der »mich tatsächlich zu jener skurrilen Satire hinführte, die sich durch dieses im Grund ernste Buch zieht«.

Murr, der echte Kater, starb im zarten Alter von vier Jahren. Hoffmann berichtet voller Kummer gegen Ende von Band zwei: »Den klugen, wohl unterrichteten, philosophischen, dichterischen Kater Murr hat der bittere Tod dahingerafft mitten in seiner schönen Laufbahn. Er schied in der Nacht vom neunundzwanzigsten zum dreißigsten November [1821] nach kurzem, aber schwerem Leiden mit der Ruhe und Fassung eines Weisen dahin.« Dies ist laut Hoffmann nur ein weiterer Beweis für das Schicksal genialer Wesen: »Entweder sie steigen in einer Antiklimax hinab zur Charakter- und geistlosen Masse, oder sie bringen es in Jahren nicht hoch.«

Hoffmanns Kater-Murr-Buch ist unglaublich verwickelt und komisch, eines der anspruchsvollsten »Tierbücher«, die je verfasst wurden. Wie so viele seiner Art ist es in Wirklichkeit ein Buch über Menschen, und Murr – ganz romantische

Unschuld und Bildung – entspricht in keiner Weise dem typischen Katzenklischee von mysteriöser Unergründlichkeit. Das Buch ist ein fragmenthafter wilder Galopp und besteht eigentlich aus zwei Büchern, die einander ständig unterbrechen. Der Leser muss stets auf der Hut sein, um nicht völlig durcheinander zu kommen, und erhält nur einen kurzen typografischen Hinweis darauf, dass man nun von der Katergeschichte zu einer anderen Biografie und wieder zurückspringt.

Das Buch wurde in zwei Bänden in den Jahren 1819 und 1821 veröffentlicht, die Umschlagillustration stammte von Hoffmann selbst. Es war auch ein dritter Band geplant, aber Hoffmann starb im Juni 1822, nur ein halbes Jahr nach dem Tod seines echten Katers Murr. Bei der Veröffentlichung erregte das Buch in Deutschland nur wenig Aufsehen, »eines der traurigsten Kapitel der deutschen Literaturgeschichte«, wie es heute ein schuldbewusster Literaturexperte formuliert. In Russland und Frankreich wurde es hingegen heiß geliebt und allmählich gewann es auch in Deutschland an Popularität. 1826 brachte ein Neffe Heinrich Heines eine Fassung von Murrs weiteren Abenteuern heraus.

Das Buch liegt in einigen neueren Ausgaben vor. Auf über 500 Seiten sind zahlreiche Illustrationen zu sehen. Außerdem erläutern unzählige Fußnoten den Text, weil der neuzeitliche deutsche Herausgeber weiß, dass ein heutiger Leser vieles erklärt bekommen muss (Anspielungen auf griechische, römische, italienische und französische Klassiker und auf Mönche des 15. Jahrhunderts, Szenen aus Shakespeare-Dramen und so weiter), was Hoffmann und sein Kater noch für Allgemeinwissen hielten.

Wie sein Herr wird Kater Murr mit der Zeit zum bitteren Kritiker der scheinheiligen Spießbürger – das Buch ist im Wesentlichen eine Gesellschaftssatire, die als Zielscheibe ihres

Spotts unter anderem die »Aufklärung« und die »moderne Erziehung« ausgewählt hat.

Der Inhalt? Unmöglich zusammenzufassen. Alle paar Seiten tauchen neue Geschichten und Nebenerzählungen auf: Murr verliebt sich, wird beinahe von einer Kutsche totgefahren, von Jungen gequält, einem neuen Herrn und Gönner übergeben, lernt einen Pudel kennen und erlebt einige Abenteuer mit ihm, beschließt, sich mit einer anderen Katze anzufreunden, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit lernt er Neues über das Leben und sinniert darüber.

Der kleine Kater Murr, wie er uns gleich zu Anfang seiner Autobiografie mitteilt, kannte seine »teure Mama« oder seine Geschwister kaum. Hungrig und verloren wird er von einem geheimnisvollen Etwas (einer Menschenhand) aufgehoben und findet sich in »einem sehr engen Behältnis mit weichen Wänden eingeschlossen« (in einer Manteltasche). Aber dann bekommt er etwas Wunderbares: sein erstes Schüsselchen Milch.

Sein Retter ist kein anderer als Meister Abraham, ein Zauberer und Erforscher des Okkulten, der auch in der parallelen Kreisler-Geschichte erscheint. Der junge Murr ist dankbar, dass sein Gönner »... bei meiner Erziehung sich weder an den vergessenen Basedow hielt, noch die Pestalozzische Methode befolgte, sondern mir unbeschränkte Freiheit ließ, mich selbst zu erziehen, insofern ich mich nur in gewisse Normprinzipien fügte...«

Er entwickelt schon bald »die wunderbare Gabe, durch das einzige Wörtlein ›Miau‹ Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angst und Verzweiflung, kurz, alle Empfindungen und Leidenschaften in ihren mannigfaltigsten Abstufungen auszudrücken. Was ist die Sprache der Menschen gegen dieses einfachste aller einfachen Mittel, sich verständlich zu machen?«

Dann wird die Geschichte des Katers Murr abrupt unterbrochen und wir befinden uns plötzlich mitten in einem Gespräch zwischen einem Fürsten und – ja, demselben Meister Abraham, und hier lernen wir Johannes Kreisler kennen, einen Musiker und Kapellmeister, dem nicht entgangen ist, dass Meister Abraham in den Hexenkünsten bewandert ist. Natürlich müssen die Fußnoten zu jenen ersten Seiten der modernen Leserschaft einiges erläutern und unter anderem Verweise auf Lawrence Sterne, Rabelais und Atlanta, die Jägerin aus der griechischen Mythologie erklären. Währenddessen schimpft Meister Abraham mit Kreisler, er habe einen »verwüstenden Brand« in seiner Brust, der zu »einer reinen Naphthaflamme werden« muss, »genährt von dem tiefsten Sinn für die Kunst, für alles Herrliche und Schöne, der in dir wohnt«.

In den ersten Zeilen fühlt sich Murr wie der junge Goethe, der schließlich auch ein Genie war. Genau wie Egmont ergeht er sich über die Schönheit der Natur, die herrliche Frische der Nacht, des Vollmondes und der Wolken und einer Taube – ganz besonders, wenn man ein junger Kater ist, der über die Dächer klettert –, bis jemand ihm einen Topf eiskaltes Wasser überschüttet.

Er begeht den Fehler, sich bei einer Hundegesellschaft in eine törichte Debütantin, das anmutige Windspielfräulein Minona, zu verlieben. Diese Gesellschaft nimmt Hoffmann wiederum zum Anlass, die Frauen und das Verhalten der Spießbürger aufs Korn zu nehmen. Nachdem Minona Murrs Herz erobert hat, indem sie ihm allerlei Schmeicheleien über seine Gedichte zulispelt, verlässt ihn die Schöne einfach mir nichts, dir nichts, »um mit einem schnöden Zierbengel von Mops gänzlich fades Zeug zu schwatzen«. Mit einem *Mops!*

Wir erfahren auch von den Abenteuern des Pudels Ponto, der Murr aus einigen heiklen Situationen rettet. Sie beschließen

Freunde zu werden, »wie Damon und Pylades«, wie es Ponto nicht ganz zutreffend formuliert. Als ihn Murr wortreich korrigiert, wird der Pudel ein wenig ärgerlich und bedeutet Murr, dass all sein Bücherwissen ihm im wirklichen Leben nur wenig nutzt. Weiß Murr etwa, wie man Menschen schmeicheln muss, damit sie einem schöne Salamistücke zuwerfen? Weiß er, wie man anmutig um sie heruntänzelt?

Aber leider, leider führt Pontos Hilfsbereitschaft ihn auch in arge Schwierigkeiten, und alles nur, weil sein Herrchen von seiner Gattin betrogen wird. Ponto findet einen Handschuh unter dem Sofa und bringt ihn stolz seinem Herrn. Leider gehört er aber einem Baron, der der Gattin Besuche abstattet, wenn der Herr nicht zu Hause ist, und nach einigen weiteren Missgeschicken wird Ponto aus dem Haus gejagt. (Mir kommt allerdings der Gedanke, dass jeder vernünftige Pudel den Unterschied zwischen dem Handschuh seines Herrn und einem ehebrecherischen Handschuh erschnüffelt hätte. Nun ja...) Jedenfalls kommt Ponto ausgerechnet in den Haushalt des Barons, der ihn dazu benutzt, Nachrichten an die untreue Ehefrau zu überbringen... Aber das ist eine Geschichte für einen kitschigen Frauenroman, und diesen Handlungsstrang wollen wir hier nicht weiterverfolgen.

Nach einigen ungunstigen Erfahrungen zusammen mit Ponto in einem Hunde-»Salon«, philosophiert Murr ausgiebig über die Probleme eines schöpferischen Genies:

»Wie kommt es«, sprach ich zu mir selbst, indem ich sinnig die Pfote an die Stirn legte, »wie kommt es, dass große Dichter, große Philosophen, sonst geistreich, lebensweise, sich im sozialen Verhältnis mit der sogenannten vornehmen Welt so unbehilflich zeigen?«

Darauf folgt eine sanfte Mahnung des Herausgebers:

Murr, es tut mir leid, dass du dich so oft mit fremden Federn schmückst. Du wirst, wie ich mit Recht befürchten muss, dadurch bei den geneigten Lesern merklich verlieren. – Kommen alle diese Betrachtungen, mit denen du dich so brütest, nicht geradehin aus dem Munde des Kapellmeisters Johannes Kreisler?

Hoffmanns Name ist auch bei Musikfreunden in Offenbachs Oper ›Hoffmanns Erzählungen‹ unsterblich geworden, die auf einigen seiner Werke aufbaut. Und, wie wir noch sehen werden, durch die Musikstücke ›Kreisleriana‹, wenn auch wohl nur wenige Leser die Geschichte hinter diesem Namen kennen.

»Keinem Buche ist ein Vorwort nötiger als gegenwärtigem«, schreibt Hoffmann im Vorwort des ›Murr‹. Er erklärt die »wunderliche Weise«, wie es sich zusammengefügt hat, und die chaotischen Sprünge zwischen den beiden anscheinend nicht miteinander zusammenhängenden Manuskripten: Kater Murr, der sich selbst das Lesen und Schreiben beigebracht hat, beschloss ein Buch zu schreiben. Wir erinnern uns, er ist ein Genie, nicht jede Katze könnte dergleichen. Er begann, zunächst ziemlich unordentlich, am Schreibtisch seines Herrn zu schreiben. Mit Feder und Tinte. Wie primitiv das heute klingt...

Während er langsam und mühselig schrieb, gerieten dem Kater leider die Seiten seines eigenen literarischen Werkes mit denen eines anderen Manuskriptes durcheinander: mit der von einem unbekanntem Autor verfassten Biografie, die auch auf dem Schreibtisch lag. Die feuchte Tinte verklebte die Seiten, der Verleger druckte sie so, wie er sie überreicht bekam – und schon haben wir zwei sehr dichte Geschichten miteinander vermischt! Der »Herausgeber« entschuldigt sich für dieses

technische Versehen und macht auch seine Bemerkungen zum »etwas stolzen Ton« des »schriftstellerischen Katers«.

Das zweite Manuskript ist die Biografie des fiktiven Musikers und Kapellmeisters Johannes Kreisler und ein Bericht über seine angsterfüllte Lebensfreundschaft mit Murr und mit einem »Zauberer«, über eine Liebesgeschichte, die von politischen und anderen Problemen getrübt wird, über eine Zuflucht zur Religion und zwei Morde.

Die ›Kreisleriana‹ haben also rein gar nichts mit dem Geiger Fritz Kreisler zu tun, der erst etwa fünfzig Jahre nach Hoffmanns Schöpfung des »Kreisler« geboren wurde. Die Klavierstücke dieses Namens wurden 1838 von Schumann komponiert, waren Chopin gewidmet und wurden nach der Person Kreisler benannt, die im ›Murr‹ und einem anderen Werk Hoffmanns erscheint. Hoffmann selbst benutzte den Namen »Johannes Kreisler« als journalistisches Pseudonym, wenn er für eine Musikzeitschrift schrieb. Er verfasste ausgezeichnete kritische Artikel über den damals beinahe völlig in Vergessenheit geratenen Bach, über Beethoven und viele andere.

Seine größte, beinahe fanatische Bewunderung galt allerdings Mozart, der starb, als Hoffmann gerade 15 Jahre alt war. Hoffmanns ursprüngliche Vornamen waren Ernst Theodor Wilhelm. Den Namen Wilhelm ließ er fallen und legte sich stattdessen ein A für Amadeus zu.

Die Parallelen zwischen Hoffmanns Leben und dem Leben, das er in Murrs »Autobiografie« entwirft, sind kaum zu übersehen. Hoffmann hatte eine unglückliche Kindheit verbracht, seine Eltern trennten sich, als er drei Jahre alt war. Er wurde von einem Onkel aufgezogen, der keine Geduld mit seiner Träumernatur hatte. Er studierte Jura und war ein guter Jurist, verlor aber wegen subversiver politischer Karikaturen

seine erste Anstellung. In der »Verbannung« in einem winzigen Dorf verbrachte er seine Freizeit mit Komponieren.

Mit 26 Jahren heiratete er eine Polin, die er seine »dicke Mischa« nennt. Eine Tochter wurde geboren. Zehn Jahre später schickte er seine Frau mit dem Kind zurück zu ihrer Mutter. Die Tochter starb, wenige Jahre später auch seine Frau. Bei einer Affäre mit der Frau eines hohen Beamten zog er sich augenscheinlich die Syphilis zu.

Hoffmann zog häufig um und ging vielen verschiedenen Tätigkeiten nach. Er hatte eine unglückliche Liebschaft mit einem 16-jährigen Mädchen namens Julia, und auch im ›Murr‹ spielt eine Julia eine wichtige Rolle. Hoffmanns Oper ›Undine‹ nach einem Libretto von de la Motte Fouqué war ein großer Erfolg. Der Komponist hatte eine Affäre mit der 15-jährigen Sängerin der Titelrolle. Nach der 24. Vorstellung brannte das Opernhaus im August 1816 nieder – mit allen Kostümen, Noten und Bühnenbildern, die auch Hoffmann selbst entworfen hatte. In seinen letzten Lebensjahren litt er an starken Schmerzen und hatte mit politischen Problemen zu kämpfen. Er starb mit 46 Jahren.



SAMUEL JOHNSON (1709-1784), englischer Schriftsteller, Lexikograf, Kritiker, Konversationsgenie, Kneipengänger, Katzenliebhaber »bis zum Wahnsinn«. Er galt allgemein als eine der herausragendsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts. Dabei beeindruckt sein Charakter weitaus mehr als sein literarisches Œuvre. Unser Wissen über den Mann Johnson – seine Tapferkeit, Freundlichkeit, Ehrlichkeit, sein Abscheu gegen Scheinheiligkeit, seine Sympathie für alle Armen und Schwachen, aber auch sein herrschsüchtiges und rechthaberisches Benehmen – stammt zum größten Teil aus der berühmten Biografie seines in Anbetung erstarrten jungen Freundes Boswell.

Hodge ist diejenige von Johnsons Katzen, über die wir am besten informiert sind, und das haben wir wiederum Boswells Erzählung zu verdanken. (Der Name »Hodge« kommt von »Roger«, einem damals typischen englischen Bauernnamen; heute kennt man ihn beinahe nur noch wegen Johnsons Katze.) Die Katze erscheint in Boswells Bericht über Johnsons Freundlichkeit gegenüber allen Schwachen und Schutzlosen: gegenüber Kindern, die er liebte (selbst hatte er keine), die er »liebe Dingerchen« nannte und denen er Zuckerzeug schenkte. »Dafür spricht auch die ungemeine Anteilnahme am Wohlergehen und Seelenheil seiner Dienstboten.« Noch, fährt Boswell fort, dürfe in diesem Zusammenhang »übergangen werden, wie tierliebend Johnson war. Es wird mir

unvergesslich bleiben, was er sich von Hodge, seinem Kater, alles gefallen ließ, für den er jeweils selber Austern holen ging, weil er befürchtete, falls er seinen Diener damit betraute, könne dieser eine Abneigung gegen das arme Tier fassen.«

Johnson öffnete persönlich jeden Morgen die Austern für Hodge und reichte sie der Katze eine nach der anderen.

Der arme Boswell hatte schwer unter Johnsons Katzenverrücktheit zu leiden. Vielleicht war es eine Allergie, vielleicht schlicht Abneigung. Wie er in einem viel zitierten Abschnitt der berühmten Biografie schreibt:

Leider gehöre ich zu denen, die vor Katzen einen Ekel haben; es ist mir nie recht wohl, solange sich eine im gleichen Zimmer befindet, und ich muss gestehen, dass mir die Anwesenheit des oben genannten Hodge oft recht lästig war.

Und anwesend war Hodge wirklich. Boswell beschreibt in lebhaften Worten, wie Hodge »mit allen Anzeichen des Behagens an Dr. Johnson« emporkletterte, während dieser »sie gemütlich kralte und am Schwanz zog: Als ich bemerkte, es sei eine schöne Katze, erwiderte er: ›Ja, aber ich habe welche gehabt, die ich noch lieber mochte.«

Und dann, als hätte Johnson das Gefühl gehabt, Hodge mit diesem Kommentar vielleicht gekränkt zu haben, fügte er rasch hinzu: »Aber Hodge ist ein gutes Tier, ein sehr gutes Tier sogar.«



HELMUT KOHL (*1930), deutscher Bundeskanzler von 1982 bis 1998, der mit endlosen Koalitionsproblemen, der Wiedervereinigung des Landes, der Wirtschaft und seinen Kritikern zu kämpfen hatte. Zu Hause bei den Kohls lebt Mieze, eine kleine schwarz-weiße Streunerin, die vor über einem Jahrzehnt vor der Tür saß und miaute. Man bat sie herein und sie blieb und verbrachte manchen häuslichen Abend zufrieden auf dem Schoß des Kanzlers. Gar nicht dumm, diese Katze, sich gleich ein Zuhause ganz oben auf der politischen Leiter zu suchen.

Mieze (eigentlich kein besonders fantasievoller Name) verdiente sich ihren Lebensunterhalt, indem sie dem Kanzler ruhige Abende im Heim beschert und unpolitisch geschnurrt hat. Kohl gewann eine Katzen liebende Wählerschaft für sich, als er einmal zugab, der beste Ausklang eines Tages sei für ihn, »nach Hause zu kommen, nichts zu tun, die Katze auf dem Schoß zu haben und zu streicheln«.

In der deutschen Politik wimmelt es nur so vor Katzen, die auch mit Leichtigkeit über alle politischen Grenzen springen. Kohls Arbeitsminister Norbert Blüm wurde nicht nur mit seinen Kollegen und politischen Gegnern fotografiert, sondern auch zufrieden auf dem Sofa liegend, während Lea, eine langhaarige braunschwarze Katze ihm über die Schulter kletterte und ins Ohr linste. Leas vierbeiniger Gefährte ist der Kater Habibi.

Blüms Frau Marita ist keineswegs eifersüchtig auf die enge Beziehung ihres Mannes zu Lea. »Wenn das Auto meines Mannes noch drei Straßen entfernt ist, springen unsere beiden Katzen schon auf und rennen zur Tür. Dann weiß ich, dass Norbert in zwei Minuten nach Hause kommt.«

Blüm ist ganz einer Meinung mit Kohl, was die Katzentherapie angeht. »Vielen Leuten würde es gut tun, wenn sie eine Katze hätten. Katzen bringen Frieden ins Haus und ihr Schnurren klingt wie Musik.« Soso. Und wie kommt es dann, dass die vielen Katzen, die es auf der ganzen Welt gibt, es bis jetzt nicht geschafft haben, dieser Welt auch Frieden zu bringen?



EDWARD LEAR (1812-1888), englischer Maler und in seinem unsterblichen zweiten Leben Meister der Nonsens-Dichtung. Generationen von Kindern (wie Lewis Carroll hatte auch Lear selbst keine Kinder) sind mit seinen unvergleichlichen Geschichten groß geworden, zum Beispiel mit ›Der Kauz und die Katze‹ oder ›Die Geschichte der Sieben Familien vom Pippel-Poppel-See‹. Lears eigener Kater, den er so oft als wild und aggressiv beschrieben und gezeichnet hat, hieß Foss. Er lebte die letzten 17 Lebensjahre des Künstlers mit ihm zusammen und wurde oft in Briefen an seine Freunde erwähnt. Die Briefe und Tagebücher Lears füllen übrigens mehr als dreißig dicke Bände.

»Wie angenehm, Herrn Lear zu kennen«, so beginnt eines seiner persönlichen kleinen Gedichte, das er für ein kleines Mädchen schrieb, welches ihm gegenüber die schmeichlerischen Worte eines jungen Freundes zitiert hatte. Aber das ist wohl eine Untertreibung. Es ist mehr als angenehm, ihn zu kennen. Es ist eine Wonne für diejenigen, die ihn längst kennen, und eine sensationelle Entdeckung für alle, die das Vergnügen bisher noch nicht hatten.

Eine Kritik auf der ersten Seite der ›New York Times‹ bespricht eine 1995 erschienene Biografie dieses Königs Lear und erweckt dabei auch Foss zu neuem Leben. Die zuerst in einem Brief aus dem Jahre 1883 »mit wenigen kratzigen Strichen« skizzierte Katze verfolgt ihren verdutzten,

dickbäuchigen Gefährten, der seine Brille verliert. Eine weitere der vielen Foss-Skizzen in einem anderen Brief zeigt den Kater im biblischen Alter von 16 Jahren, wie er sich an seinen ältlichen Herrn heranpirscht und schon zum Sprung ansetzt. Er sieht viel fitter aus als Lear, der nur drei Beine hatte – seine beiden eigenen dünnen plus einen Spazierstock. Aber Foss ist auch keine Schönheit, ein schlichter getigeter Kater, der nie einen Preis gewonnen hat und nur sehr wenig Schwanz aufzuweisen hatte.

Lear war das zwanzigste von 21 Kindern und wurde in einem Ort geboren, der damals noch ein Dorf in der Nähe von London war, doch bald von der rasch wachsenden Stadt geschluckt wurde. Sein Vater war ein erfolgreicher Geschäftsmann, verlor aber sein ganzes Vermögen, als Lear vier Jahre alt war. Die große Familie wurde in alle Winde zerstreut. Der Junge wurde von einer älteren Schwester großgezogen, die er als seine Mutter betrachtete. Er war einsam und schüchtern und litt an Asthma und Epilepsie. Lear genoss wenig formale Schulbildung und verbrachte seine Kindheit damit, Gedichte zu schreiben und Vögel, Blumen und Muscheln zu zeichnen.

Als Teenager begann Lear, Skizzen und Gemälde von Vögeln und Pflanzen anzufertigen. Mit zwanzig Jahren brachte er eine Monografie heraus, deren Abbildungen von Papageien man damals für mindestens so gelungen hielt wie die Illustrationen von Audubon. Lear erregte die Aufmerksamkeit des Grafen von Derby (besser hätte er es nicht treffen können), der sein Mäzen wurde. Er malte die »Privatmenagerie« dieser uralten, intellektuellen, politisch mächtigen und reichen Familie und begann Limericks zu schreiben, um die Kinder und Enkelkinder dieser Sippe damit zu unterhalten.

›Edward Lears kompletter Nonsens‹, ein Buch, das im englischen Original 1846 veröffentlicht wurde (ich habe die

22. englische Neuauflage vor mir liegen), wurde von Constance Lady Strachey herausgegeben. Die Einleitung verfasste der Graf von Cromer. Beide gehörten zu den »Urenkeln, Großneffen und Großnichten von Edward, dem 13. Grafen von Derby«, dem Lear mit diesen Worten die erste Ausgabe widmete.

Zu seinen Lebzeiten waren Lears Landschaftsbilder sehr gefragt. Er unternahm viele weite Reisen und veröffentlichte illustrierte Berichte über seine Erkundungen im Mittelmeerraum bis nach Albanien, in die Türkei, nach Syrien, Palästina und später Indien. Auch im englischen Lake District war er zu Hause. Zu seinen zahlreichen Freunden aus der besseren Gesellschaft gehörte der Dichter Tennyson, der ihm in einem Gedicht Bewunderung zollte – für seine Mittelmeerlandschaften, nicht etwa für die Nonsensdichtung. Es trägt den Titel ›Für E. L. auf seinen Reisen in Griechenland‹. Nur wenige Menschen werden wissen, wessen Initialen das sind. Tennysons Gedicht fängt so an:

Illyrische Wälder, weithin hallende Wasserfälle,
wässrige Scheiben aus Sommerglas
Der lange, göttliche Peneische Pass
Die unendlich weiten Mauern der Akrokeraunier.

Tomohrit, Athos und alles Schöne und Hehre
Mit diesem Stifte, mit dieser Feder
Skizziert Ihr für uns, die weit entfernt.
Ich lese und glaube dabei gewesen zu sein...

»Akrokeraunier« und »Tomohrit« klingen so, als hätte sie Lear für eines seiner Gedichte erfunden. Kein Wunder, dass sein Nonsens nicht nur seine Gemälde, sondern auch Tennysons Lobeshymne überlebt hat. Lear war begeistert von Tennyson,

machte sich jedoch auch über ihn lustig und parodierte den verehrten Hofdichter. Wie ein Freund Lears einmal bemerkte, »war sein Lachen immer den Tränen nah«. Er setzte sich ans Klavier (ja, er spielte auch Klavier und komponierte) und schluchzte, während er Tennysons ›Tears, Idle Tears‹ spielte und sang (»Ich weiß nicht, was sie bedeuten / Tränen aus tiefster Tiefe göttlicher Verzweiflung«). Und am nächsten Tag schickte er dann einem Freund, der dabei gewesen war, eine Parodie voller Worte wie »Nlov, fluv bluv, ffluv...« Natürlich mit Zeichnung!

Keinem Kind, dem das große Glück widerfahren ist, mit den Limericks, Alphabeten, Skizzen und der selteneren ›Allgemeinen Koch- und Blumenkunst nach Prof. Quetsch‹ aufgewachsen zu sein, darf man es übel nehmen, wenn es zu dem Schluss gelangt, dass kaum etwas von dem, was heute geschrieben wird, so leicht an Lears leichten Spaß heranreichen kann. (Leicht! Er war schließlich Maler und hatte also auch noch den kleinsten Schnörkel unter Kontrolle.)

All dies ist jedoch nur ein blasses Vorwort für die berühmte Liebesgeschichte zwischen dem Kauz, der ja Lear aus den Vogelzeichnungen seiner Jugend so wohl bekannt war, und der Katze – einer schüchternen Dame aus der Katzenfamilie, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit Foss aufweist. Eine romantische Erzählung, wie sie schöner nicht sein könnte. Wie wir alle wissen, stachen der Kauz und die Katze in See, und zwar in einem moosgrünen Nachen, mit »Honig beladen, mit Pflaumenrouladen und anderen guten Sachen«, und

Es brachte der Kauz ein Ständchen dar
der Katze auf seiner Gitarre.

»Ich liebe dich rasend mit Haut und Haar«
so hört' man ihn jaulen und schnarren.

»Und wenn's dich nicht graut«,

frohlockte er laut,
»dann wirst du heute noch meine Braut.«

Das bestens erzogene und süße Katzenfräulein antwortete dem Kauz:

»Dein hochelegantes Gefieder – entschuldige mich,
wenn ich maunze! – betört mich, wie deine Lieder.«

Und dann kreuzten sie auf der Suche nach einem Ring ein ganzes Jahr und einen Tag auf dem Meer hin und her und fanden schließlich in einem fernen Land »ein Schwein auf den Äußern Hebritzen, das hat einen sitzen, einen Ring an der Nasenspitzen«.

Das Schwein verkauft ihnen mit Freuden seinen Nasenring für »milde Gaben« und schon am nächsten Tag wird das nun ordnungsgemäß verlobte Paar vom Truthahn »getraut mit fürchterlichem Geschnatter«. Und dann folgt das berühmte romantische Finale:

»Küss mich, mein Käuzchen,
küss mich aufs Schnäuzchen,
gleich macht der Herr Pfarrer
sein Kreuzchen!«

Leider, leider erlebte der arme Lear keine vergleichbaren romantischen Szenen. Die Psychobiografie des Nonsens würde sicherlich seine Gedichte als die Erfüllung des eigenen unerfüllten Heiratswunsches erklären. Zweimal machte er derselben jungen Frau einen Heiratsantrag, die er schon seit ihrer Kinderzeit kannte (»Kind« – dieses Zauberwort). Zweimal lehnte sie ihn ab – unter anderem, weil er immerhin 46 Jahre älter war als sie. Aber er hatte keine romantischen

Illusionen. »Als allein Stehender habe ich vielleicht nur wenige Vergnügungen«, schrieb er. »Aber wenn ich heirate, erwarten mich beinahe gewiss viele Risiken und Nöte.«

Lears Biografen weisen darauf hin, dass seine stärksten emotionalen Bindungen zu Männern waren. Und dann waren da noch Gesundheitsprobleme, Geldsorgen und das Gefühl der Einsamkeit ohne jegliche Illusion. Er beschrieb sich selbst als »drei viertel verrückt – und vollkommen liebevoll«.

Kinder beteten ihn an und er sie. W. H. Auden (zwei von dessen sechs Katzen hießen Nerone und Rhadame, und er konnte in Sachen komplizierte Persönlichkeit sicher ein Wörtchen mitreden) hat vor sechzig Jahren ein Gedicht über Lear geschrieben. Darin bemerkte er zutreffend: »Kinder schwärmten hin zu ihm wie Siedler / Und er wurde Land.«

PAPST LEO XII. (1760-1829) wurde 1823 zum Papst gewählt. Der Spross einer Adelsfamilie wurde auf Schloss Genga bei Spoleto geboren und auf den Namen Annibale della Genga getauft. Mit seiner Katzenliebe – vielleicht seiner einzigen Schwäche in späteren Lebensjahren – stand er in einer alten Kirchentradition. Auch andere geistliche Würdenträger, zum Beispiel Richelieu (siehe dort) und der Bischof von Taranto waren große Katzenfreunde.

Papst Leos Lieblingskatze zur Zeit seiner Papstwahl war Micetto, ein kleiner grauroter Kater mit schwarzen Streifen. Oft kuschelte sich Micetto während der Gespräche mit anderen Würdenträgern in die weiten Gewänder des Papstes.

Der junge Annibale absolvierte seine Ausbildung in Rom, wurde 1783 zum Priester geweiht, war dann Privatsekretär von Papst Pius VI. und stieg in der Kirchenhierarchie auf. Man schickte ihn in päpstlicher Mission an die Höfe von Dresden, Wien und München und in viele andere Orte in ganz Europa.

Während der Umwälzungen der napoleonischen Zeit wurde Leo von den Franzosen wie ein Staatsgefangener behandelt und lebte in der Abtei von Monticelli, wo er sich mit Musik und Vogeljagd tröstete und zweifellos auch mit Katzen. Im Jahre 1814, ein Jahr vor Napoleons Rückkehr zur Macht für »hundert Tage« (hier fassen wir mit leichter Hand viele Bände über die komplexe französische Geschichte und die Geschichte der Päpste zusammen), wurde Leo, der nun kurz vor seiner Ernennung zum Kardinal stand, dazu auserkoren, dem französischen König Ludwig XVIII. die Glückwünsche des Papstes zu überbringen.

Zur Zeit seiner Papstwahl im Jahre 1823 dachte man übrigens, er läge im Sterben, aber er erholte sich überraschend wieder. Zunächst hieß man den neuen Papst mit Jubel willkommen, der aber wegen Leos reaktionärer Politik und seiner Inquisitionsmethoden schon bald in Hass umschlug. Leo verdamnte die Bibelgesellschaften, verfolgte die Freimaurer, und seine Ghettogesetze führten dazu, dass viele Juden auswanderten. Aber er senkte auch die Steuern, gründete Hospize und versuchte (vergeblich), die Finanzen zu sanieren. Er war streng, arbeitete viel und pflegte selbst einen außerordentlich spartanischen Lebensstil.

Nach dem Tod Leos XII. wurde Micetto vom französischen Botschafter (und Schriftsteller) Chateaubriand adoptiert, der versuchte, dem Kater in weitaus weniger gehobenen Kreisen ein Heim zu geben. Chateaubriand schrieb über seine Verantwortung für die ehemalige Papstkatze: »Ich versuche ihn das Exil, die Sixtinische Kapelle, die Sonne auf Michelangelos Kuppel vergessen zu lassen, wo er früher oft herumspaziert ist, hoch über dem Erdboden.«

Bei einem derart romantisch veranlagten, engagierten und stilbewussten zweiten Lebensgefährten wie Chateaubriand ist es jammerschade, dass der Kater Micetto – wie die meisten

Katzen – nicht in der Lage war, seine Memoiren zu schreiben. Was für spannende Geschichten er wohl mit angehört hat, während er in den päpstlichen Gewändern verborgen war. All die Beichten und Intrigen einer schwierigen Zeit! Micettos Memoiren hätten sicherlich einiges zum Verständnis dieser komplizierten Epoche beigetragen.

DORIS LESSING (*1919), viel gerühmte und viel gelesene Schriftstellerin mit einer obsessiven Liebe zu Katzen. Früheste Jugend in Persien, wo ihr Vater für die britische Regierung arbeitete; dann Leben auf einer Farm in Rhodesien. Von dort zog sie nach England, weil sie eine Gegnerin der Apartheid war. In Südafrika waren ihre Bücher lange Zeit verboten.

Doris Lessings umfangreiche, anspruchsvolle und in vielen Auflagen erschienene Romane beruhen auf Selbstbeobachtung und Selbstanalyse und verbergen nur wenig. In ihnen gestaltet sie autobiografische Elemente und Beobachtungen als Fiktion. Die Romane beschäftigen sich mit den Problemen der modernen emanzipierten Frau (und mit vielen Männern).

Aber es gibt auch noch eine andere Doris Lessing mit einem ganz anderen Leben. Diese Frau denkt an ihre Katzen zurück, »ständig Katzen, hundert Erlebnisse mit Katzen, Jahre um Jahre mit Katzen«.

Ihr kleines Büchlein ›Doris Lessings Katzenbuch‹ (1999, nach dem Original ›Particularly Cats‹ von 1967) ist eine Autobiografie der Autorin als »schamloser« Katzenfreundin.

Die erste Katzenliebe und den ersten schmerzlichen Verlust durchlebte sie, als sie noch nicht ganz drei Jahre alt war, nämlich in Persien, wo ihr Vater damals stationiert war. Bei einem Spaziergang mit ihrem Kindermädchen fand die willensstarke kleine Doris ein halb verhungertes Kätzchen und

bestand darauf, es mit nach Hause zu nehmen, sehr zum Kummer der Familie.

... und danach schlief es auf meinem Bett. Ich ließ es mir um keinen Preis wegnehmen. Aber natürlich geschah es, denn meine Familie verließ Persien, und die Katze blieb zurück... Jedenfalls hatte vor langer Zeit ein kleines Mädchen gekämpft, die ihr Tag und Nacht Gesellschaft leistete; und dann hat sie sie verloren.

Später war Doris Lessing als Kind auf einer entlegenen Farm in Rhodesien von Tieren umgeben – unter anderem von Haus- und Stallkatzen, aber auch Wildkatzen. Ihre erste Liebe dort war Minnie, »eine liebenswürdige Hauskatze«. Minnie verschwand, und man nahm an, dass eine Eule sie geschlagen hatte. Dann übernahm eines Tages die junge Doris die unerfreuliche Aufgabe, eine Wildkatze zu schießen, die in der Nähe Hühner gewildert hatte. Als sie den Kadaver aufhob, musste sie feststellen, dass es ihre Minnie war, die »zur Hälfte eine Perserkatze... ein sanftes, zärtliches Geschöpf« gewesen war. Ganz in der Nähe fand man Minnies wilde Katzenkinder, die auch getötet werden mussten, von Lessings Mutter, »denn irgendein Hausgesetz, über das ich mir erst sehr viel später Gedanken machte, verpflichtete sie zu dieser abscheulichen Arbeit«.

Lessing erinnert sich auch daran, dass sie als Mädchen einmal den Tod ihrer Lieblingskatze zu verantworten hatte, weil sie deren Schwanz in einem Holzstapel irrtümlich für eine Schlange gehalten hatte. Ihre Mutter »schoss auf etwas Graues, das sich bewegte« und

... schreiend kam die Katze hervor... Sie wälzte sich zwischen den Holzsplittern und schrie, und ihr kleines

blutendes Herz war durch die zarten, zersplitterten Rippen zu sehen. Sie starb, während meine Mutter sie weinend streichelte. Die Kobra hatte sich inzwischen ein paar Meter entfernt um eine Latte gewunden.

Der nächste Tierarzt war weit weg, und damals dachte in Rhodesien niemand daran, weibliche Katzen zu sterilisieren. Lessing hadert mit der Natur, die Katzen so überaus fruchtbar gemacht hat. Und selbst jetzt in ihren späteren Lebensjahren in London sträubt sie sich instinktiv gegen die Sterilisierung von Haustieren. Sie sieht, dass sich ihre einstmals fruchtbaren Katzen dadurch verändert haben – ihre Persönlichkeit ist nicht mehr wie früher, auch ihr Benehmen und ihr Selbstwertgefühl sind anders. Von einer Lieblingskatze schreibt sie: »Kurz, sie war eine altjüngferliche Katze geworden. Es ist schrecklich, was wir diesen Tieren antun. Aber es muss wohl sein.«

Das kann ich kaum nachvollziehen. Vielleicht sind aber auch die Techniken bei der Sterilisierung in den letzten vierzig Jahren besser geworden, denn ich habe das Gefühl, dass meine sterilisierten weiblichen Katzen – und Hunde – im Charakter völlig unverändert sind. Sie sind auch nicht fetter, das liegt nur an der Kalorienzufuhr. Meine sterilisierte Katze spielt, rennt hinter fallenden Blättern her, rast an Bäumen hoch (um der sterilisierten Hündin zu zeigen, was sie alles kann) und fängt auch weiterhin Vögel und Mäuse. Sie hat sich eben für die Karriere entschieden und nicht für unaufhörliches Kinderkriegen.

In England hatte Lessing wieder Katzen – alle sehr unterschiedlich, alle mit ihrer ureigenen Persönlichkeit und ihren ureigenen Problemen. Der größte Teil des Buches befasst sich mit dem Leben und Schicksal der »grauen Katze« und der »schwarzen Katze« und einiger anderer. Und die Leser beobachten Lessing, wie sie ihre Katzen beobachtet. Nicht

immer stimmten sie vielleicht mit deren Analysen überein. So kommt es mir zum Beispiel so vor, als neigte Lessing, ein außerordentlich politischer Mensch, ein wenig zu sehr dazu, bei bestimmten Situationen gleich auf genauso bestimmte Ursachen zu schließen.

Das Buch ist allerdings wunderbar geschrieben. Hier sind die letzten Zeilen, in denen es um die »schwarze Katze« geht:

Wenn sie... sich nicht mit Mutterpflichten abplagen muss. Ein kleines glänzendes, festes Tier, so sitzt sie da, eine schwarze, schwarze Katze mit edlem Profil. »Katze aus dem Schattenreich! Plutonische Katze! Katze für einen Alchimisten! Mitternachtsskatze!«

Aber heute ist die Schwarze für Schmeicheleien nicht zu haben, sie will nicht gestört werden. Ich streichle ihren Rücken; sie macht einen leichten Buckel. Sie schnurrt ganz kurz in höflicher Anerkennung des fremden Wesens, dann starrt sie mit ihren gelben Augen in eine verborgene Welt.

ABRAHAM LINCOLN (1809-1865), 16. Präsident der Vereinigten Staaten, der immer noch vorbehaltlos verehrt wird – für seine Weisheit, seine Menschlichkeit, seinen Mut und sein politisches Durchsetzungsvermögen. Seine Persönlichkeit wird wohl niemals grundlegend in Frage gestellt werden. Er widmete sein ganzes Leben der problembefrachteten Welt der Menschen, liebte aber auch bereits seit frühester Kindheit alle Tiere – Katzen, Hunde, Pferde, Schweine, Ziegen.

Wie jeder US-Amerikaner auch heute noch weiß, wurde Lincoln in einer Blockhütte geboren, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, war zum größten Teil Autodidakt und groß und stark (1,92 m und von kräftigem und männlichem Körperbau). Trotzdem konnte er an keinem noch so kleinen

Tier vorübergehen, das seine Hilfe brauchte. Als junger Rechtsanwalt fuhr er einmal in der Postkutsche zu einem Mandanten, als er sah, dass ein kleines Ferkel im Schlamm stecken geblieben war und sich wild quiekend bemühte, wieder freizukommen.

Alle lachten – außer Lincoln. Der fand die Schwierigkeiten des Ferkels nicht komisch. Er bat den Kutscher anzuhalten, watete knietief durch den Schlamm zu dem Schweinchen, zog es aus dem Dreck und stellte es wieder auf sicheren, trockenen Boden. Sein einziger Anzug war völlig verreckt, aber die Geschichte berichtet, dass »sein Herz so sehr von der Genugtuung über seine gute Tat erfüllt war, dass er dies überhaupt nicht bemerkte«.

Aus dem jungen Rechtsanwalt wurde ein hervorragender Redner, der sich der Politik verschrieb – damals wie heute ein glitschiges, schlammiges und schwieriges Gelände. Er wurde 1861 zum Präsidenten gewählt und musste sich schon bald mit der Sezessionsbewegung der Südstaaten und den Ereignissen auseinandersetzen, die schließlich zum amerikanischen Bürgerkrieg führen sollten.

Während der blutigen Schlachten zwischen den Nord- und Südstaaten (siehe Florence Nightingale) besuchte Lincoln einmal das Lager von General Grant, als er drei völlig steif gefrorene Kätzchen fand. Und was tat er? Er adoptierte sie auf der Stelle. Das ist eine bemerkenswerte Sache, wenn man bedenkt, dass zu den Pflichten des Präsidenten während des Bürgerkriegs beinahe unlösbare Aufgaben gehörten wie zum Beispiel das Verfassen eines Briefes an eine Mutter in Massachusetts, die fünf Söhne in einer einzigen Schlacht verloren hatte.

Von Lincolns vier Söhnen erreichte nur einer das Erwachsenenalter. Tad erbt von seinem geliebten Bruder Willie, dem eigentlichen Herrchen, das Kätzchen Tabby.

Willie starb ein Jahr nach Lincolns Wahl zum Präsidenten, eine der vielen Tragödien, die Lincoln erleben musste. Tabby, die Katze, stand in einer langen Tradition von Präsidentenkatzen. Auch Washington und Jefferson wussten die Gesellschaft von Katzen zu schätzen. Tabby darf man wohl als Anregung für die viel zitierte Bemerkung Lincolns ansehen: »Ganz gleich, wie viel sich Katzen streiten, es scheint immer reichlich Junge zu geben.«

Nicht lange nach dem Einzug der Lincolns ins Weiße Haus schenkten Tads Hündin und Willies Katze Tabby am selben Morgen einem Wurf Jungen das Leben. Mrs Lincoln kam vom Stall hereingerannt, um zu verkünden, dass Tabby gerade die »süßesten kleinen Kätzchen geboren hatte, die das Weiße Haus je gesehen hatte«. Und im selben Augenblick kam der neue Präsident ins Zimmer gestürzt und erklärte, Tads Hündin habe gerade »die hübschesten Welpen geworfen, die man je gesehen hat«.

Noch viele Tage nach diesem doppelt freudigen Ereignis erzählte der Präsident mit großer Freude allen zu Besuch weilenden Generälen, Senatoren und anderen VIPs von dieser ganz speziellen Neuigkeit aus dem Weißen Haus. Viel ist über Lincolns Fähigkeit geschrieben worden, von der grausamen Welt der Politik abzuschalten, viel auch über seinen Humor. Einem Kollegen, der sich einmal über die »lustigen Geschichten« beschwerte, die der Präsident auch während der Kriegszeit erzählte, antwortete er: »Man kann sich kaum mehr Sorgen machen, als ich das seit dem Beginn dieses Krieges tue, und ich sage Ihnen, wenn ich nicht ab und zu dieses Ventil hätte, müsste ich sterben.«

Und wie viele Väter – ob sie nun Präsidenten oder Prokuristen sind – würden es denn heute noch fertig bringen, ihrer Frau, die mit ihrem Sohn verreist ist, der sich um seine geliebten Ziegen sorgt, ein kurzes Telegramm nachzuschicken:

»Sag Tad, dass seine Ziegen und sein Vater wohlauf sind, ganz besonders die Ziegen.«

Lincoln wurde, wie wir wissen, von einem fanatischen Anhänger der Konföderierten im Theater erschossen. Er war damals 56 Jahre alt. Obwohl er bei vielen Politikern und Generälen verhasst war, auch bei denen der eigenen Seite, hat nie jemand seine moralische Integrität infrage gestellt, und die Amerikaner haben sich seine Aussprüche gemerkt:

»Alles, was ich bin oder je zu sein hoffe, verdanke ich meiner Mutter.« (Er bezog sich damit wahrscheinlich auf seine Stiefmutter. Seine leibliche Mutter starb, als er neun Jahre alt war.) Zur Politik in dem von Problemen geplagten Land Amerika bemerkte er in der Antrittsrede zu seiner zweiten Amtsperiode: »Bösen Willen gegen niemanden, Mitgefühl für alle.«

Aus gutem Grund erscheinen auch weiterhin Biografien und Bücher über Lincoln, denn sein Leben und sein Tod haben uns auch heute noch viel zu sagen. Die letzte, die »Lincoln-Biografie für die heutige Generation«, erschien 1995 und wurde allgemein sehr gelobt. »Man kann sich kaum eine bessere Lebensbeschreibung unseres am meisten bewunderten und am wenigsten verstandenen Präsidenten vorstellen, (die) den Mut, das Mitgefühl, die Stärke, die literarische Kraft und die bemerkenswerte persönliche Lebensgeschichte unseres größten Präsidenten beschreibt.«

Tad überlebte seinen Vater und die Katze Tabby um viele Jahre. Wie sein Vater besaß er einen ausgeprägten Sinn für Humor. Tads Lieblingstruthahn Jack (den seine flehentlichen Bitten davor bewahrt hatten, an Thanksgiving 1863 der Familie zum Essen vorgesetzt zu werden), spazierte am Wahltag zwischen einigen Anhängern Lincolns umher. Der Präsident schaute aus dem Fenster und erblickte die Wähler

und den Truthahn seines Sohnes. Er fragte, was Jack dort zu suchen habe. »Wählt er etwa?«

»Nein«, antwortete der junge Tad wie aus der Pistole geschossen. »Er ist noch nicht volljährig.«

Tad Lincoln war Rechtsanwalt, US-Kriegsminister und Botschafter der Vereinigten Staaten in England. Er starb 1926 im Alter von 83 Jahren.



KATHERINE MANSFIELD (1888-1923), englische Schriftstellerin. Sie war stark von Tschechow beeinflusst und schrieb in ihren Kurzgeschichten oft davon, warum alles menschliche Glück so flüchtig ist, warum Dinge oft nicht so sind, wie sie scheinen. Und vom Mangel an Kommunikation zwischen Männern und Frauen und zwischen Armen und Reichen.

Katherine Mansfield (das war ihr Künstlername, im bürgerlichen Leben hieß sie Kathleen Beauchamp Murray) wurde in Neuseeland geboren und kam im Alter von 14 Jahren nach England. Sie heiratete mit 21 Jahren zum ersten Mal, wurde dann nach acht Jahren 1918 geschieden und ehelichte noch im selben Jahr John Middleton Murray, einen bedeutenden englischen Schriftsteller und Herausgeber.

Der Tod ihres Bruders im Ersten Weltkrieg war ein großer Schock für sie. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich rapide, und 1922 starb sie in Frankreich mit 34 Jahren an Tuberkulose. Damit ging eine »viel versprechende Karriere mit wenigen, aber vollkommenen Errungenschaften« zu Ende.

Wingley, ihre Katze, lebte bei Mansfield und ihrem zweiten Ehemann. Auch in ihren Werken spielen Katzen eine wichtige Rolle – als Wesen »aus einer anderen Welt«, als flüchtige Symbole menschlichen Verhaltens. In einer ihrer berühmtesten Geschichten – ›Glück‹ – tauchen am Anfang und am Ende Katzen auf. Die Geschichte, die nur ungefähr zehn Seiten lang ist, erzählt von einer jungen Frau namens Bertha, die glaubt,

alles zu haben – Mann, Baby, neue Freundin, mit der sie sich scheinbar wunderbar versteht. Und dann bricht natürlich alles zusammen.

Zu Anfang der Geschichte beobachtet Bertha eine graue Katze, die »mit schleppendem Bauch über den Rasen« kroch, »und eine andere, eine schwarze, folgte ihr wie ein Schatten«.

Der Anblick der beiden, die so gespannt und aufmerksam dahinschlichen, ließ Bertha erschauern. »Was für gruselige Tiere Katzen doch sind!«, stammelte sie, wandte sich vom Fenster weg und begann hin und her zu gehen...

Gegen Ende der Geschichte sieht Bertha plötzlich, wie ihr Mann eine ihrer neuen Freundinnen küsst, »eine schöne Frau, die etwas Seltsames an sich« hatte. Dann verabschiedet sich die Frau, einen einfältigen Dichter »im Gefolge – wie die schwarze Katze, die der grauen folgte«.

Wingley erscheint in Mansfields postum veröffentlichten Briefen und Tagebüchern und in der Biografie, die ihr Mann zehn Jahre nach ihrem Tod verfasste – zusammen mit einer anderen Frau.



FLORENCE NIGHTINGALE (1820-1910), englische Krankenhausreformerin, die durch ihren heroischen Einsatz in den Lazaretten während des Krimkrieges weltberühmt wurde. Obwohl sie später lange Jahre durch Krankheit ans Bett gefesselt war, setzte sie sich unermüdlich für die Verbesserung der schrecklichen Verhältnisse in der britischen Armee in Indien ein. Die Öffentlichkeit verehrte sie sehr, aber viele Mächtige hassten sie aus tiefster Seele und fürchteten sie als »gefährliche Erneuerin«.

Sie war unter dem Namen »die Dame mit der Lampe« bekannt. Mit gleichem Recht hätte man sie aber auch »die Dame mit den Katzen« nennen können. Ihre verschiedenen Wohnsitze in England, wo sie jahrzehntelang bettlägerig war, teilte sie mit etwa sechzig Katzen. Auf der Krim hatte sie sich mit Cholera infiziert, sich aber geweigert, ihren Posten zu verlassen. Zu ihren Feinden zählten die Dummheit, die Trägheit, die Bürokratie und gleichgültige Beamte. All diese Gegner attackierte sie von ihrem Krankenlager aus – stets von ihren Katzen umgeben. Sie wurde neunzig Jahre alt.

Ihren Vornamen Florence verdankt sie ihrem Geburtsort Florenz in Italien, wo ihre wohlhabende englische Familie sich zur der Zeit auf einer längeren Reise aufhielt. Sie war das genaue Gegenteil ihrer egozentrischen Schwester Parthenope (die nach *ihrem* Geburtsort in Griechenland benannt war und

»Parthe« gerufen wurde). Florence war hübscher und intelligenter.

In ihrer Kindheit und Jugend lernte sie alles kennen, was Rang und Namen hatte. Als kleines Mädchen machte sie die Bekanntschaft von Madame de Recamier und Chateaubriand. Später gesellten sich zu ihrem Bekanntenkreis noch Elizabeth Barrett Browning (deren berühmter Hund Flush hieß), die Schriftstellerin George Eliot, Lord Shaftesbury, Kardinal Manning und jede Menge Minister und Generäle hinzu. Und doch fühlte sie sich – wie viele berühmte Leute – stets einsam. Die Öffentlichkeit verehrte sie, Königin Viktoria (siehe dort) empfand große Bewunderung für sie, und sie erhielt als erste Frau den Verdienstorden.

Der berühmte Beiname »Dame mit der Lampe« geht auf ihre Gewohnheit zurück, auf der Krim nachts noch einmal allein die Runde durchs Lazarett zu machen, um nach den Verwundeten zu sehen. Durch übermenschliche Anstrengung und ihre Durchsetzungsfähigkeit im Kampf gegen die Inkompetenz gelang es ihr, die Sterblichkeitsrate in den Feldlazaretten innerhalb eines Jahres wirklich drastisch zu senken.

Nun, da sie eine Berühmtheit war, ging sie bei ihrer Rückkehr nach England allen triumphalen Empfängen und Menschenmengen aus dem Weg. Ganz in Schwarz gekleidet kam sie unerkannt zu Hause an, in »tiefer Trauer und völlig verstört« über die vielen Toten und Vermissten des Krieges. Die »Kriegsbeute«, die sie mit nach Hause brachte, waren ein einbeiniger Matrose, ein russisches Waisenkind, ein großer Welp und eine Katze.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges baten die Behörden der Nordstaaten sie um Hilfe.

Es sollen hier nur einige wenige ihrer insgesamt sechzig Ratzen Erwähnung finden: Bismarck und Disraeli, zwei

Perserkatzen, Gladstone, Benedek und Thomas und ein paar weibliche Katzen, die einfach Pussy hießen, sowie Mr Muff, ein Lieblingskater, der ein trauriges Ende nahm. Er war auf einem Landsitz zurückgeblieben, während Nightingale in London arbeitete, und wurde bei einem Streifzug durch die Wälder von einem Wildhüter erschossen. Nightingale war tieftraurig und zitierte die Bibel, um ihre Trauer zum Ausdruck zu bringen: »Ich habe nun niemanden mehr, der wie Ruth sagen könnte: ›Rede mir nicht ein, dass ich dich verlassen und von dir umkehren sollte.« Der arme Mr Muff hat es gesagt, genau wie Ruth.«

Nightingales Leben war voll von Gefühlschaos, Zweifeln und Familienzwickigkeiten. Ihre Mutter und Schwester, die völlig anders waren als sie, konnten nicht verstehen, warum sie der Menschheit dienen wollte, und machten ihr hysterische Szenen. Sie hat nie geheiratet, obwohl es ihr an Anbetern und passenden Freiern nie fehlte. Und sie liebte Kinder.

Wie es einer ihrer vielen Biografen formulierte, hat sie nie die »ideale Partnerschaft gefunden, die ideale Sympathie, nach der sie sich so sehr sehnte... und so fanden ihre Gefühle ein Ventil in ihrer Katzenliebe«. Sie erklärte einmal in einem Brief: »Die stummen Tiere beobachten einen so viel genauer als die Menschen und sie wissen so viel besser, was man denkt.«

In ihren langen Jahren der Bettlägerigkeit – in denen sie allerdings trotzdem noch wesentlich härter arbeitete als die meisten von uns zu ihren besten Zeiten – schrieb sie lange Briefe, oft auch über ihre Katzen. Eine Passage berichtet von ihrem Kater Thomas: »Ich möchte Thomas nicht weggeben. Er ist dumm, unwissend, schmutzig und ein Dieb.« Warum wollte sie ihn dann nicht weggeben? »Weil ich nicht glaube, dass irgendjemand ihn behalten und so nett behandeln würde wie wir.«

Er ist so hübsch, dass Leute von weit her kommen, um ihn anzusehen. Es war ein Schock für mich, dass er sich nicht mit einer Ehegattin zufrieden geben wollte. Pussy hatte vier Kätzchen, die alle sehr viel hübscher waren als sie. Eines davon hat Thomas umgebracht und dann hat er noch seiner ältesten Tochter eine unglaubliche Ohrfeige verpasst, die sie allerdings überlebte.

Die Bediensteten finden sich überhaupt nur mit Thomas ab, weil sie glauben, dass Pussy ohne ihn jämmerlich traurig wäre.

Und doch gab man Thomas schließlich weg und Nightingale erzählte seine Geschichte in einem Brief weiter, wie immer eine genaue Beobachterin: »Er hat dort immer nur Dummheiten gemacht. Er ist den Kamin hochgeklettert, musste dann in die Waschwanne gesteckt werden und wenn man ihn nachts in den Garten schickte, war ihm Venus nicht hold.« Also nahm ihn das Haus Nightingale wieder auf. Katzen wurden dort sehr wohl überlegt miteinander verkuppelt, der Nachwuchs wurde »als Zeichen besonderer Freundschaft an sorgfältig ausgewählte Familien verschenkt«. Trotzdem hat man das Gefühl, dass Nightingale, hätte sie fünfzig Jahre später gelebt, als es möglich wurde, Haustiere zu sterilisieren, auch auf diesem Gebiet eine leidenschaftliche Pionierin gewesen wäre.

»Diese Katzen sind so launisch«, schrieb sie einer anderen Freundin und bezog sich damit auf Sex, Ehe und weibliche Allüren.

Das Kätzchen wollte heiraten, also stellte ich ihr die beiden besten Partien in ganz England vor, die Herren Bismarck und Benedek. Sie wollte keinen von beiden. Und jetzt liegt sie

mir in den Ohren, dass ich einen hässlichen Kater niederster Geburt von der Straße hereinholen soll – das werde ich nicht! Aber ich habe ihr gesagt, sie könnte gerne ausgehen, wenn sie möchte. Doch dafür ist sie zu schüchtern.

Auf dem Krankenlager und bei der Arbeit hatte Nightingale stets »eine Katze wie einen Knoten um den Hals geschlungen«, und sechs oder sieben andere spazierten durch ihr Zimmer und über ihr Bett. Viele ihrer Briefe und Entwürfe, in denen sie die Probleme der Welt abhandelt, tragen noch Pfotenabdrücke.

Immer fand diese Frau, die sonst nicht leicht zu amüsieren war, ihre Katzen amüsant. In einem Brief beschreibt sie ihre Bemühungen, einem Kätzchen das Putzen beizubringen, und lässt die kleine Katze sagen: »Was das doch für eine ungeschickte große Katze ist!«

Nightingale interessierte sich für Religion, aber nur auf höchstem intellektuellem Niveau. Einer ihrer engsten Freunde war später der legendäre Benjamin Jowett vom Baliol College in Oxford, dem sie bei seiner Übersetzung von Platos ›Republik‹ half. (Gesittete Mädchen konnten früher Griechisch und hielten Katzen; allerdings gingen sie nicht gegen den Willen ihrer Familie auf die Krim.) Nach vielen Gesprächen mit Jowett veröffentlichte sie einen Artikel mit dem wunderbar zeitgemäßen Titel »Was wird im Jahr 1999 unsere Religion sein?«.

Es ist eigentlich nicht fair, sich so ausschließlich auf Nightingales Tierliebe zu konzentrieren, denn ihre unglaubliche Energie und ihre Persönlichkeit und ihr trauriges Schicksal sind allein schon überaus bemerkenswert. Aber ihre enge Beziehung zu den Katzen taucht so oft in ihren Schriften auf – so wie zum Beispiel in dem Brief an eine Freundin, in dem sie schreibt, sie habe ein Geschenk »mit dem stolzen

Dankesschnurren« empfangen, »wie es sonst nur der beste Fisch einer Katze entlocken kann«.

Ihre Mutter, die sie während einer ihrer vielen Krankheiten besuchte, beschrieb die Szene: »Im Zimmer befanden sich mehrere Katzen, eine lag Florence auf der Schulter.«

Einmal waren die Kinder ihres guten Freundes, des Dichters Arthur Hugh Clough, bei ihr zu Besuch, und Nightingale beschrieb in einem Brief an die Frau des Dichters den Besuch einer der Söhne in ihrem Zimmer:

Er kam mich in seinem Flanellmorgenmantel besuchen. Niemand hatte mich auf seine Königliche Hoheit vorbereitet. Er saß ganz aufrecht da, sagte aber kein Wort, weder Gutes noch Schlechtes. „Die Katzen stürzten sich auf ihn. Er streckte seine Hand mit herablassender Würde aus und streichelte sie... und sie reagierten mit unterwürfiger Dankbarkeit, waren von der jungen Majestät offensichtlich beeindruckt...

Nicht nur die Katzen hatten es Nightingale angetan. 1849 unternahm sie eine Reise nach Ägypten, die eigentlich als unterhaltsames Abenteuer geplant war. Sie war aber ständig angespannt und stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Ihre geheimen Ängste notierte sie in ihrem Tagebuch. Linderung verschaffte ihr nur die Gesellschaft von Tieren. Am Nil fand sie zwei kleine Chamäleons, die auf ihrem Bett schliefen. Sie konnte sie nicht behalten und schrieb, wie schwer ihr der Abschied fiel, »weil ihre Gesellschaft so angenehm war«. Die nächsten Gefährten auf dieser Reise waren eine Zikade namens Plato und zwei Schildkröten, Mr und Mrs Hill, die nach zwei Athener Missionaren benannt waren.

In Athen rettete sie in der Nähe des Parthenons auch eine kleine Eule vor ein paar griechischen Jungen. Die Eule, die sie Athena nannte, war begreiflicherweise ziemlich wütend, und den Erzählungen einer guten Freundin zufolge, musste Florence Hypnose anwenden, ehe Athena in einen Käfig zu bekommen war. Aber dann wurde sie sehr anhänglich und reiste überallhin in der Manteltasche ihres Frauchens mit.

In Prag hat Athena Plato gefressen. So ist das Leben. Auch Athena lebte nicht ewig. Fünf Jahre später, als Nightingale gerade zu ihrer berühmten Krim-Mission aufbrechen wollte, vergaß man Athena auf dem Speicher und sie starb. Als man Nightingale das leblose Tier reichte, brach sie in Tränen aus – die einzigen Gefühle, die sie am Vorabend dieser sensationellen Abreise zeigte.

»Armes kleines Tier«, hörte ihre Schwester sie sagen.
»Seltsam, wie sehr ich dich geliebt habe.«

Florence verfügte über die hervorragende Begabung, Tiere zu hypnotisieren, und konnte zu ihnen viel intensivere Beziehungen aufbauen als zu Menschen. Sie versuchte ganz bewusst, Menschen aus ihrem Leben auszugrenzen und mit ihnen Liebe, Ehe, sogar Freundschaft. Als sie und ihre Familie und ein treuer Verehrer (den sie verschmähte) nach Oxford zogen, beschreibt sie eine Begegnung mit einem Bärenjungen im Haus des berühmten Naturforschers Professor Buckland vom Christ Church College. In seinem Zuhause liefen die Tiere frei herum und Florence lud einen drei Monate alten Bären ein, das Mittagessen mit ihnen einzunehmen.

Er kletterte wie ein Eichhörnchen auf die Butter auf dem Tisch zu... die ihm zu Kopfe stieg und ihn ziemlich frech machte. Mr Buckland setzte seinen Doktorhut auf und zog seinen Talar an und schalt den Bären aus. Da wurde er

gewalttätig und musste in Schimpf und Schande aus dem Zimmer entfernt werden.

Als wir herauskamen, stürmte er immer noch auf den Hinterbeinen hin und her und heulte wild – gestikulierte und schimpfte. Ich redete mit ihm, aber Papa zog mich weg, weil er Angst hatte, der Bär würde mich beißen. Ich sagte: »Lass mich los, ich werde ihn hypnotisieren.«... Und nach einer halben Minute begann der Bär zu gähnen, in weniger als drei Minuten lag er ausgestreckt am Boden und schlief tief und fest.

Einigen viktorianischen Memoiren zufolge waren ihre Beziehungen zu ihren menschlichen Verehrern oft »stürmisch«. Waren die vielleicht schwerer zu hypnotisieren? Oder hat sie sich einfach nicht die Mühe gemacht? Doch wenn es darauf ankam, waren ihre Umgangsformen tadellos. Eine ihrer vielen Biografien berichtet, dass die »Dame mit der Lampe« in ihren letzten Lebensjahren ihr Zimmer kaum noch verlassen hat – und ihre Katzen auch nicht. Als man ihr auf dem Sterbebett den Verdienstorden überreichte, waren ihre letzten Worte: »Zu freundlich – zu freundlich.«

P

EDGAR ALLAN POE (1809-1849), amerikanischer Dichter, Erfinder der Kriminalgeschichte, Literaturkritiker, Journalist. Seine Schildpattkatze Catarina hat Poe, wie wir gleich sehen werden, in einen fiktiven schwarzen Kater verwandelt, der satanische und tödliche, aber gerechte Rache an einem betrunkenen, mörderischen Verrückten nahm.

Poe war ein selbstzerstörerisches Genie und hatte in seinem kurzen, unglücklichen Leben mehr Einfluss auf die europäische Literatur als jeder andere Amerikaner des 19. Jahrhunderts. In der Alltagswelt fand sich der undisziplinierte Poe nie zurecht. Aber er war Vorläufer so unterschiedlicher Schriftsteller wie Oscar Wilde – auf dem Gebiet der unheimlichen Erzählung – und Arthur Conan Doyle (Erfinder des Sherlock Holmes) –, wenn es um überaus rationale, Meerschaumpfeife rauchende Detektive ging.

Poe wurde in Europa bereits hoch geschätzt, ehe er auch in Amerika populär wurde. Tennyson nannte ihn einen »wahrhaftigen und originellen Dichter« und die französischen »Dekadenten« nahmen ihn sich zum Vorbild. Baudelaire, der selbst ein großer Katzenliebhaber war, betrachtete ihn als »Zauberer der unsterblichen Wahrheiten«, ebenso Mallarme (dessen Katze bezeichnenderweise nach Lillith, der Göttin der Nacht, benannt war).

Aber er hatte auch zahlreiche Kritiker, besonders in Amerika. So bezeichnete ihn zum Beispiel Emerson abschätzig als

»Sprücheklopfer«. Es ist eben nicht leicht, ein literarischer Prophet im eigenen Lande zu sein (oder für seinen Lebensunterhalt zu schreiben). Darin gibt es durchaus Parallelen zwischen Poe und E.T.A. Hoffmann (siehe dort). Tatsächlich wies schon vor hundert Jahren eine deutsche Enzyklopädie auf die stilistischen Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Katzenfreunden hin, insbesondere auf zwei Elemente, die im Werk beider Dichter vorherrschen: das Unheimliche und das Fantastische.

Catarina, die Schildpattkatze, kam als Kätzchen in den Haushalt von Poe und seiner sehr jungen Braut Virginia Clemm, die seine Cousine und auch die Tochter seiner Vermieterin war. Die beiden heirateten 1836. Virginia war deutlich jünger als Poe. Er hatte bereits einige literarische Erfolge erzielt, konnte aber wegen seiner angeschlagenen Gesundheit, seiner Trunk- und Spielsucht und seines verantwortungslosen Benehmens nicht einmal einen Redakteursposten über längere Zeit halten.

In den letzten Jahren ihres Ehelebens waren die beiden jungen Leute völlig verarmt. Virginia hatte Tuberkulose.

1842 brach sie zusammen und war bis zu ihrem Tod 1847 ans Bett gefesselt.

Bis dahin lag sie auf einem Strohlager, und nur der Mantel ihres Mannes – und die Katze Catarina – hielt sie noch warm. Einen Freund, der die Poes in ihrer jämmerlichen Hütte in New York besuchte, beeindruckten der Anblick – und Catarina – sehr: »Diese wunderbare Katze schien sich ihres großen Nutzens bewusst zu sein. Der Mantel und die Katze waren der Kranken einzige Wärmequelle, außer ihrem Mann, der ihr die Hand hielt, und ihrer Mutter, die ihr die Füße wärmte.«

In der Schauergeschichte ›Die schwarze Katze‹, die er 1843 schrieb, verwandelte Poe die menschenfreundliche Catarina in einen satanischen schwarzen Kater. Die Katze ist jetzt ein

Kater namens Pluto – nach dem Herrscher des Hades benannt. Man darf ihn auf keinen Fall mit dem komischen, dusseligen Hund Pluto von Walt Disney verwechseln, der ständig in Schwierigkeiten gerät. Poes Katzensgeschichte ist nichts für Kinder (nicht einmal für Kinder von heute) oder für empfindsame Gemüter und noch nicht einmal etwas für Katzenhasser.

Zunächst einmal lebt der Erzähler in angenehmer und friedvoller Gemeinschaft mit Pluto, seinem »Lieblingstier und Spielgefährten«. Aber nach einigen Jahren bewirkt »der Teufel Alkohol« eine radikale Veränderung in Plutos Herrchen. Täglich wird er »launischer, reizbarer und rücksichtsloser gegen die Gefühle anderer«. Er vernachlässigt seine anderen Tiere – den Hund, die Kaninchen und den Affen. »Doch meine Krankheit gewann immer mehr Gewalt über mich – denn welche Krankheit ist dem Alkohol zu vergleichen! –, und mit der Zeit bekam auch Pluto, der nun alt und daher etwas mürrisch wurde, die Folgen meiner schlechten Laune zu spüren.« Die Grausamkeiten nehmen überhand und wir wollen die Sache kurz machen, wenn die Geschichte auch im Vergleich zu den Grausamkeiten, die Katzen in alten Zeiten und en masse zu erleiden hatten, vergleichsweise milde ist, ganz zu schweigen von den Grausamkeiten, die auch heute, in unseren ach so aufgeklärten Zeiten, satanische Kulte Katzen noch antun. Jedenfalls packt der betrunkene Ich-Erzähler eines Tages Pluto beim Kragen und sticht ihm mit dem Taschenmesser ein Auge aus und erhängt ihn bald darauf.

Aber die Gerechtigkeit siegt auf geheimnisvolle Weise und unerbittlich. Sie erscheint in Gestalt einer zweiten Katze – einer schwarzen Katze natürlich, mit einem weißen Fleck, der an die Form eines Galgens erinnert –, was das Ende des Erzählers vorausahnen lässt. Beim Versuch, diese Katze zu erschlagen, fällt ihm seine Frau in den Arm und er tötet sie.

Diese Katzengeschichte lebt auch in der Kunst weiter: Eine Ausgabe von 1895 ist wunderbar von Aubrey Beardsley illustriert. 1934 wurde die Geschichte von Universal Pictures verfilmt. Die Rolle des Mörders spielte Bela Lugosi (der Schäferhunde hatte).

Poe trank unmäßig, und sein Tod im Alter von vierzig Jahren trat ein, »nachdem er sich dazu hatte hinreißen lassen, zu viel Alkohol zu sich zu nehmen«. Selbst in nüchternem Zustand war wohl sein Hirn alles andere als normal, eher ein Tummelplatz der seltsamsten Halluzinationen und Gedanken über die finstersten Verbrechen. »Ich wurde wahnsinnig«, schrieb er einmal, »mit Zwischenspielen Grauen erregender Normalität.«

Er hatte eine buntscheckige Ahnenreihe. Seine Eltern (eine irisch-italienisch-normannisch-schottische Mischung) waren beide Schauspieler und starben, als er noch sehr klein war. Er wurde von reichen Verwandten adoptiert, deren Freundlichkeit er kaum ertragen konnte. Sie ermöglichten ihm eine gute Schulbildung, zunächst in England, dann auf einer amerikanischen Privatschule und schließlich ein Jahr an der Universität von Virginia. Aber Poe hatte eine Auseinandersetzung mit seinem Ziehvater, lief von zu Hause fort und ging zum Militär. Sein Ziehvater verzieh ihm und rettete ihn aus dem Soldatenleben.

Wie Byron (und dann doch ganz anders) ging er 1830 nach Europa, um für die Freiheit Griechenlands zu kämpfen. Stattdessen zog er dann aber ein ganzes Jahr ziellos durch Europa, kam nach Russland, geriet dort in Schwierigkeiten und landete im Gefängnis. Der amerikanische Konsul erwirkte seine Freilassung und er wurde nach Amerika abgeschoben, wo er – ausgerechnet – in die Militärakademie von West Point eintrat. Dort hielt er es immerhin zehn Monate lang aus, ehe er wegen »Ungehorsams und Vernachlässigung seiner Pflichten«

von der Akademie verwiesen wurde. Er beschloss, sich von nun an ausschließlich dem Schreiben zu widmen. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, nahm er Redakteursposten an, konnte es aber wegen seiner »unsteten Lebensgewohnheiten« – Trinken und unglückliche Liebesgeschichten – nirgends lang aushalten.

Es gab eigentlich zwei Poes. Diejenigen, die er liebte (zumeist Frauen), beschrieben ihn als »sanft, liebevoll, zuvorkommend und hingebungsvoll«. Andere, die ihm zufällig im falschen Augenblick über den Weg gelaufen waren oder die er kritisch sah, fanden ihn »reizbar, arrogant, egozentrisch, finster, aufmüpfig und prinzipienlos«.

Frauen waren für Poe der Inbegriff der Schönheit, Güte, Reinheit und Liebe. Nach dem Tod der armen Virginia stürzte er sich in einige romantische Abenteuer. Die Gedichte, die er diesen Frauen schrieb, sind in »Anfällen platonischen Liebeswahns« entstanden.

Sarah Helen Whitman, eine dieser Frauen, verlobte sich in Poes Todesjahr mit ihm. Für sie schrieb er: »An Helen« mit den unvergesslichen Zeilen:

Deine Schönheit ist für mich
Wie einstmals Ufer von Nizea
Deine Aura von Najaden brachte mich zurück
An jenes herrliche Gestade Griechenlands
Und zu der Pracht und Herrlichkeit des Alten Rom.

Diese unsterbliche Helen veröffentlichte im Jahre 1860 ein Buch, in dem sie Poe vor seinen Kritikern in Schutz nimmt. Nach ihrem Tod erschienen die Briefe, die er ihr geschrieben hatte.

Einem anderen geliebten Mädchen widmete er das Gedicht ›Für Annie‹, in dem er schreibt: »Jenes Fieber, das man Leben nennt, ist endlich nun besiegt.«

Zu ›Annabel Lee‹ soll ihn der Tod seiner Frau Virginia inspiriert haben, die auch die Wärme der Katze Catarina nicht retten konnte. Auszüge lauten:

Sie war ein Kind, wie ich ein Kind war,
In jenem Königreich am Meer,
Wir liebten uns mit Liebe, die die Liebe übertraf,
Ich und meine Annabella Lee.

Die Engel, die im Himmel nicht die Hälfte uns' res Glücks
empfanden,
Beneideten uns beide, sie und mich,
Ja! Das allein war Grund genug (wie alle wissen
In jenem Königreich am Meer),
Dass Wind sich aus den Wolken kalt erhob
Und meine Annabella Lee dem Leben raubte.

Wir dürfen nicht vergessen, dass das Königreich am Meer nur eine der vielen Landschaften war, die Poes fiebriges Gehirn erfunden hatte. Da waren auch noch die Detektive. Der erste, Chevalier C. Auguste Dupin, löste den ›Doppelmord in der Rue Morgue‹, ›Das Geheimnis der Marie Roget‹ und den Fall ›Der entwendete Brief‹. Poes Romane um den Detektiv Dupin waren die ersten Kriminalromane, aus dem einfachen Grund, weil man den Beruf des Detektivs gerade eben erst erfunden hatte. Aber Poe war allen anderen in diesem neuen Genre weit voraus. Von der allerersten Geschichte um die Rue Morgue hat keine Geringere als Dorothy Sayers gesagt: »Sie ist für sich allein ein beinahe vollständiges Anleitungsbuch zur Detektivgeschichte in Theorie und Praxis.« Parallel zu diesen

äußerst rationalen Geschichten entstanden Poes irrationale Erzählungen, die von Okkultem, vom Leben im Tod und vom Tod im Leben und von übernatürlichen Begebenheiten erzählen, wie zum Beispiel ›Der Untergang des Hauses Usher‹ oder ›Grube und Pendel‹.

Was für eine großartige Fundgrube für das Ideen nur so verschlingende Fernsehen unserer Tage: diese unglaublich üppig verzweigten Geschichten, diese reichen Stimmungen, die der völlig verarmte Poe vor anderthalb Jahrhunderten geschaffen hat! Und alles ist von einer morbiden Psychologie durchzogen, es spränge also auch zusätzlich noch ein spätabends ausgestrahltes Symposium über die psychologische Bedeutung von Poes Werken heraus. Auf diesen Gedanken ist allerdings schon vor genau fünfzig Jahren jemand gekommen, eine Schülerin und Freundin von Sigmund Freud (der selber ein Chow-Chow-Freund war). Marie Bonaparte, die Freud bei der Flucht aus dem von den Nazis besetzten Österreich geholfen hatte, veröffentlichte in London um 1950 eine Freudsche Analyse von Poes Es und Libido und so weiter.

In unserer auf den neuesten Stand gebrachten Fassung würde der Geist des Dichters samt Catarina und Pluto auftreten. Auf die Frage, ob er lieber eine lange Analyse machen wollte oder doch mindestens einer Selbsthilfegruppe beitreten, die ihm bei der Heilung seiner schizoiden, manischen, libidinösen und sonstigen Probleme behilflich sein könnte, würde er sicherlich verächtlich eines seiner Sonette zitieren:

›An die Wissenschaft

Wissenschaft! Du bist die wahre Tochter uns'rer alten Zeiten!
Die du mit starrem Blick der Neugier alles änderst,
Warum machst du dir nun des Dichters Herz zum Opfer?
Aasgeier auf den matten Flügeln trüber Wirklichkeiten?‹

... Hast du nicht einst Najaden aus der Flut gerissen,
Und Elfen aus dem grünen Gras geraubt, und mir
Den Sommertraum genommen, den ich unter Tamarinden
träumte?

PRÄSIDENTENKATZEN Viele vom Glück begünstigte Katzen haben im Weißen Haus und anderen Präsidentenpalästen gehaust, wie schon an anderer Stelle in diesem Buch vermerkt wurde. Sie hatten so ihre Ego-Probleme mit den Präsidentenhunden, aber außer dem gelegentlichen wütenden Katzenbuckel oder aggressiven Kläffen sind sie eigentlich im Großen und Ganzen besser miteinander ausgekommen als die Präsidenten mit ihren menschlichen Gegnern oder – in jüngerer Zeit – mit den Medien.

Die kleine Caroline Kennedy, die Tochter von J. F. Kennedy, brachte »Tom Kitten« mit, über den in der Presse viel berichtet wurde, ehe sich das Weiße Haus zum Katzenheim entwickelte. Das Kätzchen Tom wuchs heran zu Tom, dem Kater. Gerald Ford hatte Chan und die Siamkatze Shan. Zusammen mit den Trumans bewohnte Mike the Magicat das Weiße Haus. Die bekamen dann auch noch einen kleinen Hund namens Feller geschenkt, aber, wie Trumans Tochter Margaret bemerkte, war »mit dem Hund nie viel los«. Die amerikanischen Präsidentenkatzen kennen keine politischen Grenzen: Es gibt keine gegnerischen Lager von Demokatzen und Republikanischen Hunden, wie das Clintons Kater Socks einmal behauptet hat. Der Demokrat Woodrow Wilson hatte viele Hunde und eine Katze namens Puffins.

Calvin Coolidge, zu seiner Zeit ein sehr beliebter Republikaner im Präsidentenamt, hielt sich eine wahre Menagerie im Weißen Haus. Sowohl er als auch seine Frau

ließen die Angestellten wissen, jedes Tier sei willkommen – Vögel, Katzen, Hunde, sogar einmal ein Waschbär. Die Coolidge-Katzen, die als kleine Kätzchen einzogen, hießen Blackie, Tiger und Blaze. Tiger war ein Streuner. In seiner frühen Kindheit unternahm er einmal einen Ausflug zu einem Munitionsgebäude in der Nähe des Lincoln-Denkmals. Mrs Coolidge verkündete damals im Rundfunk, dass Tiger verschwunden war, und gab eine Beschreibung des kleinen Katers. Am nächsten Morgen fand man ihn, wie er ganz lässig über einen Flur des Munitionsgebäudes spazierte, und brachte ihn nach Hause.

Danach ging Präsident Coolidge dazu über, seinen Katzen Halsbänder anzulegen – grün für Tiger, rot für Blackie, und auf jedem war »Weißes Haus« eingraviert. Aber Halsbänder haben bekanntlich noch niemanden vom Streunen abgehalten. Blackie jagte Vögel und Tiger spazierte einfach davon. Blackie, der offensichtlich nicht so romantisch veranlagt war und dem mehr an seinem hohen Lebensstandard lag, gab seine Jagdleidenschaft auf und ließ sich dauerhaft in der Küche des Weißen Hauses nieder.

Im Allgemeinen heißt es, dass Präsidentenhunde bessere Stimmenfänger sind als Präsidentenkatzen. Und doch konnten auch die verschiedenen Hunde des katzenlosen Präsidenten Nixon – ein Spaniel, ein Setter, ein Pudel – ihm das Präsidentenamt nicht retten, nicht einmal, als sie sich mit Tricias Yorkshireterrier zusammentaten.

Außerhalb Amerikas wäre da noch Lucy, die Präsidentenkatze von Reuma und Ezer Weizman, dem siebten Präsidenten Israels. Lucy gehörte schon seit Jahren zur Familie Weizman – die außerdem noch aus den Kindern und einem großen Schäferhund namens Azi bestand –, als Ezer noch ein hoher Offizier war (er war 1942 im Alter von 18 Jahren in die Royal Air Force eingetreten).

Übrigens hatte Ezers Tante Vera Weizman, die Frau des ersten israelischen Präsidenten Chaim Weizman, als kleines Mädchen in Russland schon vor über einem Jahrhundert eine Katze! Veras Katze taucht gleich am Anfang ihrer Autobiografie ›The Impossible Takes Longer‹ [Unmögliches dauert etwas länger] auf, die vor über dreißig Jahren in England erschienen ist. Wir befinden uns in Russland vor der Revolution, etwa im Jahre 1890, und Vera und ihre Schwester hatten eine Katze. Der Name der Katze ist unbekannt, aber Veras Familienname war *Chatzman!* Zufall? Vielleicht hat die kleine Vera (die später in Genf Medizin studierte) ihre kleine Katze »Chatzie« genannt?

Eines Tages verschwand die russische Katze aus dem Zimmer der Mädchen, »und wir fanden sie wenig später, wie sie in aller Seelenruhe in Großmutterns bestem Spitzenhäubchen saß, in dem sie gerade fünf gesunde Kätzchen zur Welt gebracht hatte«. Weil Katzen alles Mögliche sind, nur keine sozialistischen Pioniere, kam Chatzie nicht mit nach Palästina, als Vera und Chaim ein paar Jahre später dorthin zogen. Obwohl also die Familienbeziehungen klar sind, war sie nicht mit der späteren israelischen Präsidentenkatze Lucy verwandt. Chaim war Ezers Onkel. Vera galt als »snobistisch«, eine Bezeichnung, die auf Ezer und seine Frau Reuma wirklich niemand anwenden würde, die vielleicht die beliebteste First Lady aller Zeiten in Israel war.

Es gibt noch eine andere Familienbeziehung: Lucy war die Tochter einer äußerst selbstbewussten Katze, die Moshe und Ruth Dayan gehörte (Ruth ist Reumas Schwester). Die Katze der Dayans, die sich sehr leicht langweilte, hatte die unangenehme Eigenschaft, ab und zu Moshes Keramiksammlung zu attackieren, wenn sie sich vernachlässigt fühlte.

Nun aber wieder zurück zu Lucy: Ihr Name stammt aus einem alten Kinderbuch mit dem Titel ›Lucinda, Lucinda‹, das von einem Esel handelte. Reuma Weizman übernahm die erzieherische Aufgabe, die Katze, die zwei Jahre lang Alleinherrscherin im Hause gewesen war, zur friedlichen Koexistenz mit dem Hund Azi zu bringen, der als sechs Wochen alter Welpen in den Haushalt kam. Wie zu erwarten, bereitete die königliche kleine Lucy dem großen, tapsigen Azi ein außerordentlich unfreundliches Willkommen. Aber Reuma, die eine glückliche Hand für alle Lebewesen hat, sorgte dafür, dass zumindest in ihrem Haus und Garten ein kleines bisschen nahöstlicher Friede herrschte, und zwölf Jahre lang pflegten Hund und Katze ein »freundschaftliches Verhältnis«.

Lucy blieb allerdings der Boss und versetzte Azi verständlicherweise und gegen jedes sozialistische Prinzip immer dann einen Schlag mit der Tatze, wenn er ihrem Essen oder irgendetwas anderem aus ihrem Privatbesitz zu nahe kam. Gleichzeitig übernahm sie die Rolle der Mutter oder älteren Schwester, wenn Azi krank war, leckte ihm das Gesicht und versuchte Mitleid zu zeigen. Wie alle normalen Hunde, die sich mit ihrer »eigenen« Katze gut verstehen, jagte Azi stets die nicht ganz so berühmten anderen Katzen der Nachbarschaft. Und wie es bei gut gepflegten Katzen oft ist, überlebte die kleine Lucy den großen Schäferhund um drei Jahre.

Brauchen Präsidentenhaustiere vielleicht mehr Zuwendung als der Durchschnitt, um freundschaftliche Beziehungen zu pflegen? Vielleicht liegt es an all der Politik, den Machtspielchen und den Intrigen, die in der Luft liegen.

Wir wenden uns nun Paul von Hindenburg zu, dem deutschen Feldmarschall, der 1925 (als Chaim und Vera Weizman ihre zweite Reise nach Palästina machten) zum deutschen Reichspräsidenten gewählt wurde. Hindenburg wurde von

deutschen Politikern für ihre Interessen instrumentalisiert und ernannte Hitler 1933 zum Reichskanzler. Die Geschichtsbücher sagen, dass er »bis zu seinem Tod im Alter von 87 Jahren als Aushängeschild des Staates fungierte«.

Wir zitieren Hindenburgs Kommentar über das Vergnügen, das Katzen auch ehemaligen Präsidenten bereiten können, der angesichts der politischen Verhältnisse ziemlich erbärmlich erscheint: »Ohne eine Katze im Haus kann ich mir keinen angenehmen Ruhestand in Frieden und Meditation vorstellen.«

Und hier hätten wir, ausnahmsweise einmal topaktuell, den überaus produktiven Schriftsteller Gore Vidal, dessen Familie seit Generationen mit mehr amerikanischen Präsidenten und Fast-Präsidenten zu tun hatte, als sich die meisten von uns erträumen könnten. Als Foto für das Vorsatzblatt seines Bestsellers ›Palimpsest‹ wählte Gore Vidal ein Porträt aus, das ihn mit seiner Katze auf der Schulter zeigt. Die Bildunterschrift lautet: »Ich mache mich daran, in Ravello mithilfe der weißen Katze dieses Buch zu schreiben.«

Am Schluss noch etwas Werbung. Ein großer amerikanischer Hersteller von Haustiernahrung exportiert ein breit gefächertes Sortiment von Produkten und wirbt für Katzen wie Hunde gleichermaßen. Der Name des Unternehmens? »Presidential Choice« – Präsidentenauswahl.



MAURICE RAVEL (1875-1937) gilt als der herausragendste französische Komponist seiner Zeit. Er liebte Katzen abgöttisch und hat im Laufe seines Lebens mit mehr als vierzig von ihnen zusammengelebt. Der Natur in allen ihren Erscheinungsformen fühlte er sich sehr verbunden, also auch allen Tieren – einschließlich der Eidechsen.

Es ist erstaunlich, dass keines der vielen dicken Bücher, die sich mit Ravel und seiner Musik beschäftigen, seine Katzenbesessenheit eingehend untersucht. Wenn diese Vorliebe endlich allgemein bekannt wird, so wird Ravel für sensible Hörer und Hörerinnen nie wieder wie früher klingen. Von nun an werden sie aus allen seinen Werken Katzentonalität und Katzenrhythmen heraushören, ob es sich nun um seine Orchesterfassung eines Werkes von Mussorgski oder um ›Scheherezade‹ handelt.

Ravel selber hatte eine bunt gemischte Ahnenreihe: Er ist in einer kleinen baskischen Stadt geboren. Ein Großvater stammte aus den Savoyer Alpen, sein Vater war Schweizer und seine Mutter kam aus dem Baskenland. All diese nationalen Einflüsse lassen sich in seiner Musik hören, zum Beispiel im ›Bolero‹, in der ›Spanischen Rhapsodie‹ und in dem lyrischen Stück ›L'heure espagnole‹.

Ravel bewunderte die Werke von Colette und vertonte eines ihrer Katzensgedichte. Für einige seiner Stücke wurde er scharf

kritisiert, weil er meinte, »Miauen und Jaulen« seien durchaus legitime Inspiration für Komponisten. Eines seiner Werke heißt ›Histoires Naturelles‹ [Geschichten aus der Natur], und dann ist da natürlich noch seine Suite ›Ma mère l'oye‹ [Meine Mutter, die Gans] für Kinder.

Strawinsky hat einmal die Präzision Ravels als die »eines Schweizer Uhrmachers« beschrieben, wenn auch vielleicht die Präzision einer Katze, die über einen Dachfirst spaziert, das bessere Bild gewesen wäre.

Nach Beendigung seiner Studien am Pariser Konservatorium heimste er gleich mehrere Preise ein. Man verglich den jungen Ravel mit Debussy, der damals allerdings äußerst umstritten war. Ravel hatte einen Briefwechsel mit Debussy und widmete ihm eines seiner Streichquartette. Die beiden waren sich beileibe nicht immer einig, aber in seinen späteren Jahren sagte Ravel: »Als ich das erste Mal das ›Prelude à l'Après-midi d'un faune‹ gehört habe, wurde mir klar, was wahre Musik ist.«

Auch der Jazz interessierte Ravel, so sehr, dass er einen kleinen Welpen Jazz nannte. Und wieso kam der Welpen überhaupt in Ravels Haus? Um einer der jungen Katzen Gesellschaft zu leisten, versteht sich! Die ungeheuer weit gespannte, katzenneugierige Mischung musikalischer Komponenten in Ravels Werk wird auch in seinem ›Tombeau de Couperin‹ deutlich, das er 1916 zur Erinnerung an Freunde schrieb, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren. In diesem Stück gelingt es Ravel nach Meinung der Experten, die Töne einer längst versunkenen Welt heraufzubeschwören, der Welt von Couperin und Scarlatti, die zweihundert Jahre vor ihm lebten.

Scarlatti hatte übrigens eine Katze namens Pulcinella, die nach einer Figur aus der italienischen Commedia dell'Arte benannt war, was Ravel mit Sicherheit nicht wusste. Pulcinella war berühmt dafür, dass sie einmal auf die Tastatur von

Scarlattis Cembalo gesprungen und über die Tasten gelaufen war, was diesen zu einer Fuge inspiriert haben soll, der ›Katzenfuge‹.

Aus den Biografien wissen wir – wenn auch nur in frustrierend allgemeinen Tönen –, dass Ravel nie weit von seinen Katzen entfernt war, dass sie mit ihm am Tisch aßen, dass er ihnen gerne bei ihren Unterhaltungen zuhörte und auch gerne »mit ihnen sprach«. Er war überzeugt davon, dass er die Katzensprache verstand und die Katzen wiederum seine Antworten begriffen. Diese Überzeugung äußerte er häufig in Briefen an Freunde, in denen er diese auch über die Launen und Streiche der Katzen auf dem Laufenden hielt. Die nächste Ravel-Biografie sollte uns jedoch bitte alle Namen, alle Persönlichkeiten und Schicksale dieser Katzen nicht vorenthalten! Mit beträchtlicher Mühe ist es mir gelungen herauszufinden, dass er einmal mit einer der Katzen – einer gewissen »Monni« – fotografiert wurde und dass es in seiner Sammlung auch Siamkatzen gab. Aber ehe wir mehr wissen, wie können wir da Havels Musik wirklich begreifen?

Spiel – sei es nun Kinderspiel oder das Spiel von Kätzchen – ist ein häufig wiederkehrendes Thema in Ravels Musik. Genauso wie die Vergangenheit, das Exotische und der Tod. Obwohl er hart an seiner Musik arbeitete und ein Perfektionist war, hat er über seine Musik gesagt: »Es gibt eine intellektuelle Musik – die von Vincent d’Indy – und eine sentimentale, intuitive – meine.«

KARDINAL RICHELIEU (1585-1642), Armand-Jean du Plessis, Herzog von Richelieu, französischer Staatsmann am Hofe Ludwigs XIII. Erster Minister, dem Maria de Medici zunächst zu Amt und Würden verhalf und den sie dann aus tiefster Seele hasste. Er regierte von 1630 bis zu seinem Tode praktisch als

Diktator und etablierte den französischen Absolutismus. Die Académie française wurde von ihm gegründet.

Richelieus Katzen waren der Schlüssel zum Erfolg, wenn man es im System dieses hageren Meisters der Intrigen und der internationalen Machtpolitik zu etwas bringen wollte. Wer von seinen Untergebenen netter zu seinen Katzen war, kam voran. Wir kennen die Namen von mehreren Dutzend Katzen, die sich an Richelieus elegantem Hof tummelten:

Lucifer, eine pechschwarze Angorakatze; Ludovich der Grausame (toller Name!); Felimare; Mimie Paillou; Perruque und Racan, die ihre Namen dem Umstand zu verdanken hatten, dass ihre Mutter sie in der Perücke des wenig bekannten Dichters Marquis de Racan geworfen hatte. Dann war da noch Gazette, die »sehr diskret« gewesen sein soll; Soumise, die bei ihrem Herrchen schlief; Pyrame und Thisbe; Rubis, der »schnurrte wie ein Topf kochendes Wasser«; Rita, die gerne auf Staatspapieren schlummerte; Serpolet...

Richelieu zerschlug die Macht des Adels durch das ziemlich endgültige Mittel der Hinrichtung, machte den Einfluss der Protestanten (Hugenotten) zunichte und griff in den Dreißigjährigen Krieg ein.

Die Experten wissen mehr über Richelieus täglichen Arbeitsablauf und seine Aktivitäten als über sein Gefühlsleben – außer wenn es um seine Katzen ging. Er schlief sehr wenig und sobald er aufwachte – etwa gegen drei Uhr morgens – brachte man ihm ein paar Kätzchen zum Spielen ans Bett. Dann diktierte er Briefe, schlief noch einmal etwa zwei Stunden. Dann Gebete und noch mehr Arbeit. Zwei oder drei Katzen waren gewöhnlich in seinen Kardinalgewändern verborgen.

Richelieu, der wie beinahe alle mächtigen Menschen als einsam, melancholisch und unberechenbar galt, spielte seinen unglückseligen Bediensteten gerne Streiche. So ließ er sie von angeblichen Dieben berauben, warf ihnen Bücher an den Kopf, gähnte herzlich, während sie sprachen. Es folgt eine Beschreibung des Kardinals:

Sein stärkster Verbündeter war seine Persönlichkeit. Selbst der König bebte in seiner strengen, erhabenen Gegenwart. Auf seinem blassen, hageren Gesicht spiegelte sich ein eiserner Wille. Er war von kränklicher Statur und von Gebrechen gezeichnet, doch wenn er in seine roten Gewänder (inklusive Katzen) gekleidet war, verlieh ihm seine würdevolle Haltung das Auftreten eines Prinzen. Sein Mut war mit einer gemeinen Schlaueit gemischt und er liebte die äußeren Attribute der Macht ebenso wie ihre Ausübung; und doch wich er nie einen Fußbreit von seiner Politik ab, um jemandes Zustimmung zu erheischen, und der König wusste stets, dass sein einziges Motiv bei all seinen Staatshandlungen das Wohl des Reiches war.

Ein bemerkenswerter Ausspruch, den man Richelieu zuschreibt: »Gebt mir sechs Zeilen, die der ehrenwerteste aller Menschen geschrieben hat, und ich finde darin etwas, das ihn an den Galgen bringen kann.«

In Sachen Soumise, Rubis, Lucifer et al. wäre nie ein solcher Kommentar über seine Lippen gekommen. Im Gegenteil: Ihnen ging es zu seinen Lebzeiten prächtig und sie wurden in seinem Testament großzügig bedacht. Als Richelieu starb, war seine Armee von 12000 Mann im Jahre 1621 auf 150000 im Jahre 1638 angewachsen und sein persönliches Vermögen war immens. Es lebten auch noch 14 Katzen am Hof, als ihr diktatorischer, vergnügungssüchtiger Gefährte starb. Richelieu

vererbte ihnen in seinem Testament Geld und benannte zwei Vormünder, die sie betreuen sollten, bis sie ihrem Herrchen in ein wie auch immer geartetes katholisches Paradies folgten.

So sollte es nicht kommen. Alle überlebenden Katzen wurden schon bald nach Richelieus Tod von einem lachenden, die Trommel schlagenden Regiment Schweizer Söldner massakriert.

Die Ausnahmegehalt Richelieu lebt weiter, zumindest in den Regalen der Bibliotheken, in Theaterstücken und unzähligen Biografien, unter anderem der von Hilaire Belloc (der Katzen hasste, sich aber trotzdem entschloss, über diesen von Katzen besessenen Staatsmann zu schreiben). Richelieu taucht auch in Dumas' ›Die drei Musketiere‹ auf und in der Verfilmung dieses Buchs. Auch er selbst strebte nach literarischem Ruhm und es wird ihm mindestens ein Theaterstück zugeschrieben.

THEODORE ROOSEVELT (1858-1919), 26. Präsident der Vereinigten Staaten. Nie vorher oder nachher hat es im Weißen Haus so viele Kinder (sechs) und so viele Haustiere (Ratten, einen Dachs, einen Bären, ein Schwein sowie die weniger ungewöhnlichen Ponys, Pferde, Hunde und Katzen) gegeben als während der beiden Amtszeiten von Theodore Roosevelt.

Roosevelt war sieben Jahre alt, als Lincoln (siehe dort) ermordet wurde, und von diesen beiden Präsidenten wird gesagt, Lincoln habe die Nation bewahrt und Roosevelt habe sie erneuert. Vitalität und Energie waren sicherlich zwei seiner herausragendsten Eigenschaften.

Kätzchen und Kinder tummelten sich während Roosevelts beiden Amtszeiten im Weißen Haus in allen Korridoren der Macht. Das Lieblingspony war natürlich meistens draußen, aber als einmal einer der Jungen krank war, schmuggelte sein Bruder Quentin das Pony Algonquin ins Zimmer, um ihn

aufzuheitern. Das waren noch glückliche Familienzeiten im Weißen Haus – es erinnert ein wenig an das Leben der Lincolns, und die Familie Roosevelt hatte mit genauso vielen Tragödien zu kämpfen. Quentin, der Jüngste, der das Pony ins Haus geschmuggelt hatte, kam im Ersten Weltkrieg bei einem Flug über die deutschen Linien ums Leben. Alle vier Söhne Roosevelts leisteten aktiven Frontdienst.

Der Präsident war (wie Lincoln) ein wunderbarer Vater. In den Briefen, die er seinen Kindern ins Internat schrieb, hielt er sie über alle Abenteuer der Haustiere auf dem Laufenden, was wesentlich eindrucksvoller ist, als es auf den ersten Blick scheint, denn Roosevelt schrieb im Laufe seines Lebens *über 150000 Briefe!* Die meisten davon befinden sich heute in der Library of Congress und warten nur darauf, auf ihren Katzenschweif durchgesehen zu werden. Übrigens liegt die Zahl seiner veröffentlichten Bücher, Streitschriften und Artikel »irgendwo zwischen zwei- und dreitausend Titeln«.

Keine seiner unzähligen Aktivitäten ist ihm leicht gefallen. Roosevelt war ein zartes, kränkliches Kind, und seine wilde Entschlossenheit, seinen Körper zu stählen, hatte sicher große Auswirkungen auf seine Persönlichkeit. Er machte sein Examen in Jura in Harvard, heiratete, fand Literatur viel interessanter als die Rechtswissenschaft und stürzte sich in die Lokalpolitik, obwohl man ihn gewarnt hatte, es sei »ein schmutziges Geschäft«.

Vier Jahre nach der Hochzeit starb seine Frau im Kindbett. In derselben Nacht starb auch Roosevelts Mutter. Nach diesen beiden Tragödien zog der junge Roosevelt auf eine Ranch in North Dakota, wo er ein sehr aktives Leben führte: Er jagte Viehdiebe, arbeitete als Hilfssheriff und in freien Augenblicken verfasste er Biografien.

Er heiratete wieder und – aber die Einzelheiten seines ungewöhnlichen Lebens kann man ja leicht überall nachlesen.

Über Teddy Roosevelt ist mehr als über jeden anderen Präsidenten geschrieben worden. Vor einem Jahrhundert prangte er auf allen Titelseiten, wurde zum Helden der Nation, als er einen ruhigen Posten als Unterstaatssekretär bei der Marine aufgab, um die »Rough Riders« für den Einsatz im spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 zu organisieren. Dieser Krieg wurde im damals herrschenden martialischen Geist (der natürlich heute sehr ins Kreuzfeuer der Kritik geraten ist) als »wunderbarer kleiner Krieg« bezeichnet. Roosevelt sagte seinerzeit über Präsident McKinley, der keineswegs erpicht war auf diesen Kolonialkrieg, obgleich er schließlich zum »Erwerb« Kubas und der Philippinen durch Amerika führte, er habe »nicht mehr Rückgrat als ein Schokoladen-Eclair«. (Auch McKinley hatte Katzen; zwei von ihnen hießen Enrique DeLome und Valeriano Wyler.)

Roosevelt gehörte zum progressiven Flügel der Republikanischen Partei. Er wurde Gouverneur von New York und dann Vizepräsident. Als McKinley bei einem Attentat tödlich verwundet wurde, übernahm er 1901 das Präsidentenamt. Mit einer Entschlossenheit, die heute viele amerikanische Republikaner verwundern würde, kämpfte er für die Rechte des »kleinen Mannes«, gegen die Macht und gegen die Korruption des unkontrollierten Big Business, indem er die Trusts zerschlagen ließ. Doch er setzte sich mit seiner Politik des »großen Prügels« auch in gewisser Weise für eine imperialistische Politik gegenüber dem Ausland ein.

Bei alledem fand der Präsident doch immer noch die Zeit, seinen Kindern Briefe zu schreiben. Einem der Söhne berichtete er zunächst, wie ruhig das Haus nun schien, nachdem die Jungen in die Schule abgereist waren, und wechselte dann schnell das Thema zum Lieblingskätzchen des Sohnes, Tom Quartz, »mit Sicherheit das schlaueste Kätzchen, das ich je gesehen habe«. Diese Katze war vor allem dafür

berühmt, dass sie Jack, einen kleinen schwarzen Terriermischling piesackte, den Roosevelt von einem Jagdausflug mitgebracht hatte, weil der Hund so gebettelt hatte – und dann hoch zu Pferd auf dem Schoß des Präsidenten nach Hause geritten kam!

Nun aber zurück zu Tom Quartz und dem detaillierten Bericht des Präsidenten über die Angriffe auf Jack, den armen Hund. Die beiden Tiere befanden sich mit dem Präsidenten in der Bibliothek. Jack döste vor dem Kamin, aber das Kätzchen rannte wild umher und machte den Präsidenten nervös. Tom Quartz flitzte durch die Bibliothek, »sprang dann am Vorhang hoch und spielte mit der Quaste. Plötzlich erspähte er Jack und galoppierte zu ihm hin. Jack, der außerordentlich misshandelt und beschämt dreinblickte, sprang aus dem Weg und kletterte aufs Sofa...«

Nun folgen Schlag für Schlag weitere Einzelheiten der Begegnung: Jack rannte um den Tisch, das Kätzchen sprang wieder auf ihn zu. Jack versuchte es mit einem anderen Sofa, wieder folgte das Kätzchen ihm auf dem Fuß. Schließlich trottete Jack zur Tür, während »das Kätzchen eine schnelle Wendung unter dem Sofa um den Tisch herum machte und gerade als Jack die Tür erreicht hatte, in gewagtem Sprung auf seinem Hinterteil landete. Jack machte einen Satz nach vorn und die beiden verließen als Zweiergespann das Zimmer – Jack kooperierte in keiner Weise, und etwa fünf Minuten später stolzierte Tom Quartz feierlich zurück...«

Welcher Präsidentensohn könnte sich mehr Nachrichten über seine Katze wünschen? Und welcher Präsident würde sich heute noch die Zeit nehmen, auch nur drei Zeilen per E-Mail über die heimischen Manöver der Haustiere zu schicken?

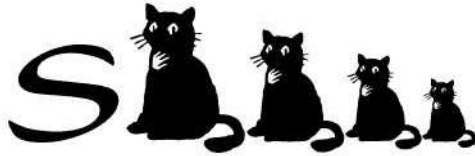
Tom Quartz war nicht die erste Q-Katze. Ein früherer Kollege hatte einfach Quartz geheißen. Die Katze des Präsidenten hieß Slippers. Sie (oder er? Denn wir wissen mehr

über die Pfoten dieses Tieres als über sein Geschlecht) hatte Extra-Zehen (Polydaktylie nennt man das) und nutzte diesen Vorteil dazu, das Weiße Haus souverän zu regieren. Slippers stand oft bei Pressekonferenzen im Zentrum des Interesses. Sogar auf einem Gemälde, das eine Gala im Weißen Haus zeigt, sieht man Slippers, wie sie vom Boden aus die wunderschön gekleideten Besucher beäugt und wie der Präsident von oben freundlich zu ihr herunterlächelt.

Nach seinen beiden Amtszeiten – er hatte sich verpflichtet, nicht mehr als zwei zu absolvieren – zog sich Roosevelt für einige Zeit aus der Politik zurück. Aber anders als Jack saß er nicht untätig auf dem Sofa. 1909 nahm er zusammen mit seinem Sohn Kermit unter der Ägide des Smithsonian Institute an einer Forschungsreise nach Afrika teil. Auf dem Heimweg hielt er auf der ganzen Welt Vorträge. An der Universität Kairo, wo er den Mordanschlag auf den (probritischen) Premierminister scharf verurteilte, wurde er selbst von Attentätern bedroht. Der Rest der Reise verlief triumphal. In Berlin sprach er über die »Weltbewegung« und nahm an der Seite des Kaisers die Parade der Kaiserlichen Garde ab. Damit war er der erste Zivilist, der je eine Parade deutscher Truppen abnahm (die nur wenige Jahre später einen seiner Söhne töten und zwei verwunden sollten).

Kurz bevor Roosevelt England erreichte, war König Edward VII. gestorben. Man machte Roosevelt zum Sonderbotschafter beim Staatsbegräbnis und er konnte mit ansehen, wie Caesar, der Hund des verstorbenen Königs, den Leichenzug anführte.

Roosevelt starb 1919 im Schlaf, wahrscheinlich an einer Fieberkrankheit, die er sich in Brasilien zugezogen hatte.



ERWIN SCHRÖDINGER (1887-1961), brillanter und charmanter, beherzter österreichischer Physiker, Nobelpreisträger für Physik 1933.

Schrödingers Katze ist ein echter Gewinn für diese Sammlung, denn besser kann man die mystische, fast »unwirkliche« Natur der Katze, die uns in diesem Buch öfter begegnet, nicht illustrieren. Schrödingers Katze ist nämlich ein mythisches Geschöpf. Wahrscheinlich jedenfalls. Und zwar im strengsten Wortsinne, wie ihn die Wahrscheinlichkeitstheoretiker definieren. Diese Katze ist ein weltberühmter Liebling all derer, die sich mit der Quantentheorie und der Wahrscheinlichkeitsnatur der Wirklichkeit anfreunden konnten. Sie hat nie einen Namen bekommen, wir wollen sie also Q. T. (für Quantentheorie) nennen und vielleicht wie »Cutie« aussprechen.

Über Schrödinger und seine Katze wurden bereits mehrere anspruchsvolle Bücher veröffentlicht. Von der englischen Fassung von John Gribbins »Auf der Suche nach Schrödingers Katze« wurden in den achtziger Jahren 150000 Exemplare verkauft. Nicht schlecht für ein Katzenbuch, in dem es nicht um Katzenpflege geht. Vom Katzenstandpunkt aus gesehen sogar um das genaue Gegenteil: um die Wahrscheinlichkeit des Todes einer Katze. Auf diese Weise wollte Schrödinger die Quantenphysik erklären, »die so verwirrend war, dass sogar

Einstein sie nicht akzeptieren konnte«. Einstein soll übrigens die Gegenwart von Katzen genossen haben, weil sie seinem stets aktiven Kopf Ruhe und Entspannung brachten.

Auf der Titelseite seines Buches hat Gribbin ein kurzes Zitat von John Lennon eingefügt: »Nothing is real. Nichts ist wirklich.« Auch das trifft sicherlich auf die mysteriöse Natur der Katzen zu, von denen auch John und Yoko einige hatten: Alice, Elvis, Mischa und Sascha. Alice sprang aus dem Fenster der Lennon-Wohnung im Dakota House in New York und kam – den Gesetzen der Newtonschen Mechanik folgend – ums Leben.

Schrödingers Gedankenkatze wurde ins Leben gerufen, um den Unterschied zwischen unserer Alltagswelt und der Welt der Quantenphysik zu illustrieren. Denn in dieser Quantenwelt gelten die Gesetze der Newtonschen Physik nicht mehr. Stattdessen wird Cuties subatomare Welt von Wahrscheinlichkeiten bestimmt. Eine radioaktive Substanz könnte zerfallen – oder aber auch nicht. Schrödinger war genau wie Einstein entsetzt über die philosophischen Konsequenzen der Quantenmechanik und deren augenscheinliche »Absurdität«. Er dachte sich ein »burleskes« Experiment aus: Cutie, die theoretische Katze, sollte in einem verschlossenen Stahlbehälter mit einem »diabolischen Mechanismus« sitzen (satanische Katze? Opfer des Satans? Oder vielleicht auch nicht.).

1935 war Schrödinger Professor in Oxford. Er hatte an der Universität Berlin eine angesehene Professur gehabt, hatte aber, obwohl er kein Jude war, Deutschland verlassen, als die Nazis an die Macht gekommen waren. In Oxford verfasste er den Artikel, in dem er sein theoretisches Experiment beschrieb. In dem »diabolischen Mechanismus« sollte sich Gift befinden, das natürlich »dem direkten Zugriff der Katzenklauen entzogen sein« sollte.

In einem Geigerröhrchen soll sich eine winzige Menge einer radioaktiven Substanz befinden, so wenig, dass im Verlauf einer Stunde *vielleicht* ein Zerfallsereignis stattfindet, aber mit gleicher Wahrscheinlichkeit keines. Wenn das Ereignis eintritt, reagiert der Geigerzähler und über ein Relais wird ein Hammer aktiviert, der das kleine Fläschchen mit Blausäure zertrümmert. Wenn man das Gesamtsystem eine Stunde sich selbst überlassen hat, dann kann man sagen, dass die Katze noch lebt, falls in diesem Zeitraum kein Atom zerfallen ist...

Die Psi-Funktion des Gesamtsystems würde diese Situation so zum Ausdruck bringen, dass die lebendige und die tote Katze zu gleichen Teilen vermischt oder verschmiert (Verzeihung!) sind.

Nun, das reicht wohl für die Nichtphysiker unter den Katzenfreunden. Es gibt jede Menge mathematische Formeln und gelehrte Kommentare zum »Katzenparadoxon«, die die kompromisslos idealistische Sichtweise verteidigen, dass die Katze weder lebendig noch tot ist, ehe nicht ein menschlicher Beobachter in die Kiste geschaut und die Tatsache ins menschliche Bewusstsein aufgenommen hat. Mit anderen Worten: »Solange wir nicht in die Kiste geschaut haben, um zu sehen, was vor sich gegangen ist, ist die Katze weder tot noch lebendig.«

1997 ließ Gribbin auf seinen ersten Erfolgstitel in Sachen Q. T. noch eine Fortsetzung folgen: »Schrödingers Kätzchen und die Suche nach der Wirklichkeit«. Hier bringt er uns auf den neuesten Stand der Entdeckungen in einer Welt, in der wir nicht »wirklich« leben. Aber zumindest verrät uns der Titel (oder nicht?), dass unsere paradoxe Katze weiblichen Geschlechtes war.

Dieses Buch erschien nach einer gefeierten Biografie Schrödingers (von Walter Moore, bei Cambridge University

Press erschienen), die 1989 als herausragendstes Buch im Bereich Chemie, Physik, Mathematik und Astronomie ausgezeichnet und von allen, die Rang und Namen haben, gepriesen wurde. Für Nichtwissenschaftler sind natürlich die lesbarsten Teile die biografischen Abschnitte. Schrödinger war keineswegs der »typische« weltfremde, zerstreute Professor. Er sah gut aus, war sportlich und ein Romantiker, er liebte die unberührte Bergwelt Tirols und suchte stets nach »einer philosophischen Einheit zwischen Denken und Natur«, beschäftigte sich mit der Mystik der Hindus und der Einheit aller Dinge. Er war 41 Jahre lang mit derselben Frau glücklich verheiratet und hatte seinen Goethe, Shakespeare oder Plutarch (zweisprachige Ausgabe) fast immer bei sich.

Während des Ersten Weltkrieges verteidigte er als junger Offizier das Habsburger Reich, wurde belobigt für »Furchtlosigkeit und Ruhe angesichts andauernden feindlichen Artilleriefeuers und ging seinen Männern mit Mut und Ritterlichkeit jederzeit als leuchtendes Beispiel voran«.

Viele junge österreichische Wissenschaftler starben im Ersten Weltkrieg für das Vaterland. Ein Freund und Skikamerad Schrödingers – der ein begeisterter und wagemutiger Skifahrer war – bemerkte später einmal, dass damals »die moralischen Werte der Pflichterfüllung und der Aufopferung wichtiger waren als die intellektuellen Werte des kritischen Denkens. In jenen Tagen vor Hiroshima gab es nur wenige Intellektuelle und Forscher, die die wissenschaftliche Skepsis, die sie bei ihrer Arbeit zeigten, auch auf Fragen der Machtpolitik anwendeten.«

Wie weit jenseits von Hiroshima sind wir heute, in Zeiten der virtuellen Realität? Keiner weiß es so genau. Aber zumindest erfreuen sich Schrödinger und seine Katze im Internet bester Gesundheit. (Versuchen Sie es einmal mit <http://www.kensico.cam/james/cece/schrodinger.html> und

einigen anderen!) Die Computerfreaks lesen nicht nur Schrödinger, sie schreiben auch Gedichte füreinander.

Schrödinger, Erwin! Er lehrte Physik!
Schrieb einst wilde Gleichungen, verstört die Kritik!
Der Reim fängt gut an, doch schrumpelt dann ein.

Erwin begriff eines: das System, das Newton gebastelt hatte,
lag nach Einsteins Entdeckungen ziemlich KO auf der Matte.

Und so weiter und so fort...

Bis bald mal der Tierarzt in seinem Bericht schreibt
vielleicht:

»Wir haben 'ne Münze geworfen – er ist eine Leich!«
Das sagte Herr Erwin. Doch Albert erwidert: »Du hast sie
nicht alle!
Gott würfelt doch nicht, in gar keinem Falle!«
»Ich wills dir beweisen«, sagt er, und hat's auch probiert,
Alles vergeblich – bis er mehr oder weniger tot resigniert.

Erwin bei der Beerdigung sprach: »Freunde, nur Mut!
Der Al war mein Kumpel. Jetzt mach' ich was gut.
Er zweifelte an meiner Gleichung, dann sage jetzt ich:
Zehn zu eins, er ist im Himmel – fünf Dollar, dass nicht!«

Die letzten Zeilen im Vorwort zu Gribbins erstem Katzenbuch
lauten:

»Isaac Newton, der vor drei Jahrhunderten die Natur des
Lichtes untersuchte, konnte nicht ahnen, dass er sich bereits
auf der Spur befand, die zu Schrödingers Katzen führen
würde.«

Das ist viel Ehre für eine Katze, aber dennoch sollten wir froh sein, dass dieses Kätzchen und die gesamte Versuchsanordnung fiktiv geblieben sind.

ROBERT SOUTHEY (1774-1843), ungeheuer produktiver englischer Schriftsteller mit sozialem Bewusstsein, Historiker, Essayist, Biograf, Übersetzer, Herausgeber. In seinen zahlreichen Briefen schrieb er ausführlich über seine vielen, vielen Katzen. Er bezeichnete sein Zuhause als »Katzenparadies« und veröffentlichte auch einen Essay mit diesem Titel. 1813 ernannte man ihn zum Poeta laureatus. Diese Ehre wurde danach seinem guten Freund Wordsworth zuteil, der auch die Inschrift auf seinem Grabstein verfasste.

In einem Artikel in der »Encyclopedia Britannica«, der ein Jahrhundert nach seinem Tod erschien, wurde Southneys Persönlichkeit als »loyal, ritterlich, mitfühlend und treu« beschrieben. Er hatte auch einen wunderbaren Sinn für Humor. Gibt es heute noch viele solche Menschen? Und warum erinnern noch heute alle Gedichtanthologien an Wordsworth, aber kaum eine an Southey?

Southey ist auch ganz oben in der Liga der VIPs, die unzählige Katzen mochten und ausführlich über sie schrieben.

»Ich wäre ein glücklicher Mann«, schrieb er 1833 in einem Brief an die Frau, die später seine zweite Ehefrau werden sollte, »wenn ich andere so glücklich machen könnte, wie es meine Katzenfamilie ist. Sie haben alles, was sich eine Katze nur wünschen kann. Ich bin für sie, was der Herzog von Sachsen-Weimar für Goethe war...« In seinen Tagebüchern und in Briefen an Freunde und Familie beschrieb Southey ausführlich das Verhalten und die Schicksale seiner Lieblinge. Unter ihnen waren Bona Marietta, Dido, Hurlyburlybuss, Lord Nelson, Knurry, Madame Bianchi, Madame Catalini, Othello,

Ovid, Pulcheria, Rumpelstilzchen, Rumples, Prester John, Virgil, Thomas und Zombi. Aber, wie wir sehen werden, ist das jeweils nur ein Teil ihres Namens, denn Southey war T. S. Eliot (siehe dort) um einiges voraus, wenn es um das ernsthafte literarische Spiel der Katzenbenennung ging.

Southey war der Sohn eines erfolglosen Geschäftsmannes und wurde ab seinem dritten Lebensjahr von der Halbschwester seiner Mutter aufgezogen. Mit 14 Jahren kam er auf die Westminster School und wurde vier Jahre später von der Schule verwiesen, weil er in der Schülerzeitung einen Aufsatz gegen die Prügelstrafe veröffentlicht hatte. Sein ganzes Leben lang kämpfte Southey furchtlos gegen Grausamkeit gegenüber jeglichem Lebewesen.

In Oxford erreichte er »wenig oder gar nichts, außer sich eine Vorliebe fürs Schwimmen und für Epiktet anzueignen«, den römischen Philosophen, der stets lehrte, dass das Gute in uns selbst liegt, und der sich für die geschwisterliche Gemeinschaft aller Menschen einsetzte. Diese Philosophie trug zu Southeys jugendlicher und idealistischer Begeisterung für die Revolution und die soziale Gerechtigkeit bei.

Seine wichtige Freundschaft mit Samuel Coleridge begann 1794 und die beiden jungen Männer arbeiteten gemeinsam an mehreren Werken. Wie Wordsworth und Coleridge war Southey als einer der »Lake Poets« bekannt, nach dem englischen Lake District, wo alle drei lebten. Wie Coleridge träumte er davon, ein »amerikanisches Utopia« an den Ufern des Susquehanna-Flusses zu gründen, wo alle Mitglieder der Gemeinschaft zusammen das Land bearbeiten würden (während die Frauen den Haushalt führen). Dieser Plan sollte ein Traum bleiben. Wie viele andere vor und nach ihm wurde auch Southey mit den Jahren immer weniger revolutionär, wenn er sich auch immer für alle Unterdrückten einsetzte – einschließlich der Katzen.

Southey war ein wunderbarer Vater, der manchen Schicksalsschlag hinnehmen musste. Einer seiner Söhne starb 1816, eine Tochter 1826. Seine erste Frau, deren Schwester mit Coleridge verheiratet war, starb geistig umnachtet. Southey selbst soll an Überarbeitung und geistiger Erschöpfung gestorben sein.

Nun aber zu Southey, dem Katzenfreund. Die meisten folgenden, schwer zu lokalisierenden Auszüge stammen aus Southeys sechs Bänden ›Life and Correspondence‹ [Leben und Briefwechsel], die von seinem Sohn herausgegeben und 1850 veröffentlicht wurden. Eine spätere Ausgabe erschien 1856.

Zur ewigen Debatte über den Vergleich zwischen Katzen und Hunden, die Southey selbstverständlich auch liebte, schreibt er:

Jungen im Haus sind wie Lieblingshunde auf dem Land, die mit schmutzigen Pfoten ins Wohnzimmer kommen und sich vor dem Kamin fallen lassen und sauber lecken. Sie sind ständig im Weg und wenn man sie einmal nicht sieht, stehen die Chancen zehn zu eins, dass sie irgendeinen Schabernack treiben. Mädchen sind wie Katzen, immer sauber und gepflegt genug für die gute Stube.

In einem typisch warmherzigen und ausführlichen Brief an seinen Sohn, der Marineoffizier war, beschreibt Southey, was er in seiner riesigen Bibliothek (mehr als 14000 Bände, darunter auch seltene portugiesische Dokumente), »vom Frühstück bis zum Abendessen« tut. »Ich spiele unten mit Dapper, dem Hund, und er liebt mich so sehr wie einst Cupid, und oben spielt die Katze mit mir. Denn die Mieze, die festgestellt hat, dass mein Zimmer das ruhigste im Haus ist, hält es für angebracht, es mit mir zu teilen.« An einen anderen Sohn schrieb er eine traurige Mitteilung über das verbreitete

Problem des unerwünschten Katzennachwuchses (Kastration und Sterilisation waren damals noch in weiter Zukunft, ebenso wie moderne Kommunikationstechnik und die heutigen, kaum vergleichbaren Briefe von Vätern an Söhne):

Bona Marietta hat Nachwuchs bekommen. Alle waren bemerkenswert hässlich geraten, wohl nach ihrem Vater Thomas, von dem man mit einigem Recht annimmt, dass er entweder der Großvater oder Onkel Bonas ist, was wiederum beweist, dass das Bibelverbot von Beziehungen zwischen Blutsverwandten für Katzen völlig irrelevant ist. Da es mir nie gelungen ist, diese Familie davon zu überzeugen, dass kleine Kätzchen, die man eigens zu diesem Zwecke gemästet hat, mit Zwiebeln zubereitet mindestens genauso essbar sein könnten wie Kaninchen, waren Bona Mariettas hässliche Nachkommen kaum auf dieser Welt erschienen, als man sie auch schon wieder herausbeförderte.

Man ertränkte die Kätzchen, wie es damals üblich war. Southey, liebevoll, aber völlig unsentimental, ergreift diese Gelegenheit, um ein wenig klassische Bildung und Spaß einzufügen. Er erfindet ein paar Flussnympfen und Götter und geht dann zu den »Nereiden« über (auf Griechisch »die Nassen«), den Töchtern des Nereus, einer griechischen Meeresgottheit. In seiner typischen Art schließt Southey mit einer positiven und erzieherischen Botschaft:

Du kannst dir vielleicht vorstellen, dass sie (die ertränkten Kätzchen) inzwischen durch Neptuns Gnade in Seekatzen verwandelt wurden, und könntest einen Abschnitt verfassen, den man in Ovids »Metamorphosen« einfügen könnte. Bona trug den Verlust geduldig und es geht ihr an Leib und Seele gut.

An den gleichen Sohn, der inzwischen Leutnant an Bord der HMS Dreadnought war (ein Prototyp des britischen Schlachtschiffes, das ein Jahrhundert später eine wichtige Rolle im Ersten Weltkrieg spielen sollte), richtete er folgende Zeilen:

Wir haben das hübscheste Kätzchen, das ich je gesehen habe, ein dunkles Tigerkätzchen, und wir haben ihr den heidnischen Namen Dido gegeben. Du würdest dich sehr daran ergötzen, wie sie deinen kleinen Bruder Herbert durch die ganze Küche jagt, mit seinen kleinen nackten Füßchen spielt, die sie bei jedem Tapsen kratzt, und je schneller er sich bewegt, umso schneller haut sie nach ihm!

Dann schreit er »Böse Dodo!« und zeigt auf seine Füße und beschwert sich: »Aua, Aua, böse Dodo!« Anschließend futtert er sie mit Konfekt, mit dem Dido auch eine Weile spielt, ehe sie zur ihrer alten Lieblingsbeschäftigung zurückkehrt.

Du versäumst den amüsanten Teil von Herberts Kindheit, jetzt, wo er gerade zu sprechen versucht und sich bemüht, alles zu erzählen.

Ein weiterer vor Katzen nur so wimmelnder Brief war an einen anderen jüngeren Sohn gerichtet. Southey schrieb ihn, als er sich zu den Recherchen für eines seiner sehr ernstesten Bücher fern von zu Hause in Holland aufhielt. Aus diesem Sohn wurde später Hochwürden Charles Cuthbert Southey, der die Briefe seines Vaters mit offenkundiger Liebe und Zuneigung herausgab.

Ich hoffe, du warst brav und hast alles getan, was du tun solltest, während ich nicht zu Hause bin. Wenn ich

wiederkomme, fange ich an, mit dir Jakobs Katzen zu lesen... Ich hoffe, Rumpelstilzchen geht es besser und Miss Cat ist wohlauf, und ich wüsste auch gerne, ob man Miss Filtzrumpel weggegeben hat und ob es neue Kätzchen gibt. Die holländischen Katzen sprechen nicht ganz die gleiche Sprache wie die englischen. Wenn ich nach Hause komme, berichte ich dir, wie sie reden.

Zu niedlich und süßlich und katzenhaft? Die zeitgenössische Leserschaft sollte sich daran erinnern, dass Southey zu jener Zeit seine umfangreiche ›Geschichte Brasiliens‹ und seinen Kommentar zu Thomas Morus bereits abgeschlossen hatte und anfang an seiner ›Geschichte des Krieges auf der Pyrenäenhalbinsel‹ zu schreiben und dass der Band ›Leben britischer Admirale‹ bald folgen sollte.

Als der Empfänger dieser Briefe erwachsen war, merkte er in seinen Kommentaren als Herausgeber an, wie viel Freude sein Vater daran hatte, den Katzen komplizierte Namen zu geben. So war es im Haushalt der Southeys »... amüsant zu sehen, dass ein Kätzchen auf den Namen eines Opernsängers oder Indianerhäuptlings oder einer deutschen Märchengestalt hörte. Oft wurden Namen und Titel aufeinander gehäuft, bis der Träger, dem die zuteil gewordene Ehre nicht bewusst war, nur noch verwundert schauen konnte...« In einem scherzhaften Brief an Wordsworths Tochter Dora aus dem Jahre 1825, in dem er sich über die Russen lustig macht, schlägt Southey als Namen für ihr Kätzchen »Prinz General Tschaka-Tschika-Tscheka-Tschika-Tschoaka-Tschowsky« vor. Seiner eigenen Tochter Edith, die ihn um Mithilfe bei der Namensfindung für die Katze einer Freundin bat, gab er den Ratschlag: »Wäre die Katze eine Hexe, so könnte sie Felismena genannt werden, nach der Zauberin.« (Die Felismena, die man in dem Schäferroman ›Diana‹ von Montemayor aus dem Jahre 1559

findet – hatten Sie das etwa vergessen?) Southey gibt dem kleinen Mädchen aber noch mehr Namen zur Auswahl: Katharina von Aragon, falls sie alt und bedächtig wäre; die heilige Katharina von Siena, falls sie sittsam und scheinheilig wäre; Zarin, falls sie irgendeine Ähnlichkeit mit dem russischen Herrscherhaus aufwiese. Und wenn sie sehr lebhaft sei, könne man sie »Pau-au-oi-re-go-uh-ai-e-u-huk nennen, was Hüpfen oder Springer bedeutet«.

Damit sind aber die Reserven des viel beschäftigten Vaters noch lange nicht erschöpft. Scherzhaft schließt er mit den Worten, man könnte eine Katze auch »Mak-he-abish-tish-ju« nennen, nur aus dem einen Grunde, dass dies ein Wort aus der »Cat-awba«-Sprache sei – ein Scherz, den übrigens Mark Twain einige Jahre später auch machte. Catawba ist der Name eines Flusses in Amerika.

An einen vornehmen erwachsenen Freund, der die Katzen auch liebte, schrieb Southey:

Ach, lieber Grosvenor, dieser Tage wurde der arme alte Rumpel tot aufgefunden, nach einem so langen und glücklichen Katzenleben, wie man es sich nur wünschen kann, wenn Katzen zu diesem Thema überhaupt Wünsche haben. Sein vollständiger Titel war: Höchst vornehmer Erzherzog Rumpelstilzchen, Marquis von Macbum, Graf von Tomlemagne, Baron Rattentöter, Whaowler und Kratz.

Es sollte Staatstrauer im Katzenland ausgerufen werden, und wenn der Drache ein schwarzes Band um den Hals oder einen Trauerflor um eine seiner Vorderpfoten trägt, dann ist es ein angemessenes Zeichen des Respekts.

Der Brief geht noch weiter. Handgeschrieben (man stelle sich das vor!) von einem außerordentlich beschäftigten Schriftsteller, der die Familie von Coleridge unterstützte, der

bitterarmen Familie von Thomas Chatterton finanziell unter die Arme griff, einen literarischen Streit mit Byron ausfocht und – immer noch Zeit für Katzenbriefe fand:

Da wir hier keine Katakomben haben, wird er (Rumpelstilzchen) ordentlich im Obstgarten beigesetzt und wir pflanzen Katzenminze auf sein Grab. Armes Geschöpf, aber es ist nur gut, dass es nun ein Ende mit ihm hatte, da er nur noch ein bemitleidenswertes Ding war. Wir sind alle miteinander, auch die Dienstboten, trauriger über seinen Verlust, als viele von uns zugeben möchten.

Ich hätte Ihnen im Augenblick nicht geschrieben, wäre dieses Ereignis nicht gewesen.

Eine ähnliche Bemerkung über wichtige und nicht so wichtige Dinge lässt sich aus einem Brief an einen anderen Freund herauslesen. Southey hatte diesen Freund gebeten, ein Exemplar seines Buches ›Visions of Judgement‹ [Sichtweisen des Urteils] an den gemeinsamen Freund Walter Savage Landor zu schicken (der Southey in eine seiner »imaginären Konversationen« aufnahm, was damals unsterblichen Ruhm bedeutete). Nach dieser Bitte fährt er fort: »Nun aber zu wichtigeren Dingen«, und beschreibt in großer Ausführlichkeit die Katzenereignisse nach dem unglückseligen Tod des Katers Otello.

Southey's »Abscheu vor aller Grausamkeit« wird auch durch die Anmerkungen seines Sohnes und Herausgebers bestätigt. Southey war zu Ohren gekommen, dass eine Gruppe von Studenten, die 1834 »zu Studienzwecken« in den Lake District gekommen waren, sich ein Vergnügen daraus machten Katzen zu quälen, die sie gekauft oder gestohlen hatten (selbst auf den besten Universitäten hat es immer Mistkerle gegeben).

Der Herausgeber-Sohn schreibt:

Ich habe gesehen, wie seine Wangen sich röteten und seine Augen sich verfinsterten und beinahe Feuer sprühten, wenn er irgendetwas dieser Art zufällig zu sehen bekam, und ich habe ihn bitteren Tadel aussprechen hören, der den Empfänger zittern machte,... so wie manch andere sanfte Person, deren Empörung geweckt ist – und solche Fälle empörten ihn wirklich sehr –, war er dann außerordentlich streng. Wenn er von Grausamkeiten oder Unterdrückung sprach oder vorlas, veränderten sich seine Miene und Stimme eindrucksvoll.

Danach druckt der Sohn den gesamten Brief ab, der an die »jungen Herren« gerichtet war, die diese in Southneys Augen schwer wiegenden Vergehen begangen hatten. Er enthält eine detaillierte Anklage darüber, wie die »feinen Herren« Katzen von Eigentümern abkaufen, die das angebotene Geld lockt und wie sie auch Jungen anstiften, diese Katzen für sie zu stehlen.

Eine Frau wurde von ihrer Nachbarin gefragt, wie sie eine so schlimme Sache tun könne. Sie antwortete, sie hätte es niemals gemacht, wenn sie das arme Wesen hätte retten können. Aber wenn sie das Tier nicht verkauft hätte, hätten Ihre Mittelsmänner es sicher gestohlen und so hätte sie wenigstens die halbe Krone für sich.

Sie war gezwungen, an Ihren Übeltaten mitzuwirken, weil sie diese nicht verhindern konnte.

»Die Frau lieferte Ihrer Barbarei«, fährt der Poeta laureatus in seinem Brief fort, »ein Haustier aus, mit dem ihre Kinder gespielt hatten und das sie selbst zärtlich auf dem Schoß gehalten hatte.«

Sind Sie, meine Herren, unfähig zu begreifen, wie sehr Sie diese Frau verletzt haben – in ihrem eigenen Gewissen und in der Wertschätzung ihrer Nachbarn?... Sie können nicht so schlecht erzogen sein, dass Sie nicht wissen, dass Sie ein schlechtes Beispiel abgeben an einem Ort, den Sie angeblich aus Studienzwecken in einem wunderschönen Landstrich aufgesucht haben...

Ihre Vergnügungen sind brutal, Grausamkeit ist ein Verbrechen gegen die Gesetze Gottes und Diebstahl ist ein Vergehen gegen die Gesetze der Menschen... Indem Sie die Jungen dazu angehalten haben, für Sie zu stehlen, tun Sie des Teufels Werk.

Die Tiere quälenden Jugendlichen zeigen, dass es auch im Viktorianischen Zeitalter um die Jugend nicht zum Besten stand.

Diesen Brief schickte Southey ohne Unterschrift und in einer sorgfältig verstellten Handschrift. Das Schreiben endete mit der Warnung, falls die »jungen Herren« unbeirrt weitermachten, würde »dieser Brief an alle Zeitungen der Region geschickt«.

Zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau im Jahre 1837 heiratete Southey nach langer Krankheit und psychischen Problemen die viel versprechende Schriftstellerin Caroline Bowles. Sie waren schon lange miteinander befreundet und ihr Briefwechsel befasste sich unter anderem auch mit Katzen, wobei Caroline oft dafür getadelt wurde, die Tiere angeblich nicht ernst genug zu nehmen. Wie Caroline 1832 an Southey schrieb:

Ich bin nicht sicher, ob du je wieder mit mir sprechen wirst, wenn du erfährst, welche Gräuelp, wie du sie sicher nennen würdest, wenn nicht durch meine Hand, so doch mit meiner

Duldung hier vorgefallen sind. Flüstere dies nicht in die Ohren von Rumpelstilzchen noch in Hörweite von Pussy Bell oder in den Hainen des Katzenparadieses, dass hier innerhalb von drei Wochen neun Katzen von meinem Diener Dick ermordet wurden...

Wie Caroline erklärt, hatten die Katzen Tauben in der Umgebung ihres Taubenschlags getötet. »Und wehe selbst dem großen Rumpel, wenn er je seine Pfote dorthin setzte!« Southeys postwendende Antwort war:

Für diese wiederholten Katzenmorde, die du in keiner Weise zu bereuen scheinst, verdienst du es, vom Geist Merlins verfolgt zu werden. Wenn ich auch nur eine einzige solche Gräueltat begangen hätte, ich könnte nie wieder einer Katze in die Augen schauen. Im Katzenparadies geschieht dergleichen nicht.

Der Verweis auf Merlin bringt uns auf ein frühes Katzenbuch, ›The Cat's Tail, being the History of the Childe Merlin. A Tale by the Baroness de Katzleben‹ [Die Erzählung der Katze. Beinhaltet die Geschichte des jungen Merlin. Eine Erzählung von Baroness de Katzleben]. Dieses Werk erschien 1830 bei Blackwood und enthielt drei Stiche nach Zeichnungen von Caroline Bowles. Die Stiche stammten von dem berühmten Karikaturisten George Cruikshank (1792-1878), der auch Bücher von Dickens und Thackeray illustrierte. Caroline schickte Southey gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar des Buches zu. Trotz ihrer unterschiedlichen Einstellung zu Katzen und Tauben heirateten die beiden 1839. Aber von dieser Zeit an verschlechterte sich Southeys Gesundheitszustand und Caroline führte ein trauriges Leben.

Sie erhielt 1852 eine Pension von Königin Viktoria und starb zwei Jahre danach.

Eines der Gedichte Southey's, das man gelegentlich noch gedruckt sieht, ist ›Die Schlacht von Blenheim‹ zu einem leider auch heute noch relevanten Thema. Die ersten Zeilen kommen dem einen oder anderen vielleicht bekannt vor:

Es war ein Sommerabend,
Das Tagewerk des alten Kaspar war vollbracht,
Und er saß still vor einer Kate,
Genoss der Abendsonne Strahlen.

Seine Enkelkinder finden einen Schädel, »so groß und glatt und rund«, und fragen ihren Opa, was das wohl sein könnte. Er erzählt ihnen, dass hier einmal eine große Schlacht geschlagen wurde. »Doch warum man dort so heftig kämpfte / hab ich nie herausgebracht.«

Und jeder pries den Herzog,
Der jenen großen Kampf gewann.
»Doch was hat es an Gutem uns gebracht?«,
fragte da das Peterlein.
»Nun, das kann ich dir nicht sagen, Junge«, sprach er.
»Doch es war ein höchst berühmter Sieg.«

(Die Schlacht von Blenheim / Schlacht von Höchstädt wurde 1704 an der Donau ausgetragen. Sie war eine der wichtigsten Schlachten im Spanischen Erbfolgekrieg. Der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen schlugen die Franzosen und die Bayern. Jetzt wissen Sie es also. Streicheln Sie jetzt in Dankbarkeit Ihre Katze.)



MARK TWAIN (1835-1910), Pseudonym für Samuel Langhorne Clemens (nach einem Ruf, den die Lotsen auf dem Mississippi bei der Auslotung der Wassertiefe benutzten). Amerikanischer Journalist, Humorist, ungeheuer vielseitiger und produktiver Schriftsteller. Wer ihn nur als Autor von ›Tom Sawyer‹ und ›Huckleberry Finn‹ kennt, wird bass erstaunt sein über das breite Spektrum seiner Arbeiten – von Science-Fiction über Kriminalgeschichten, Romane für Kinder, Biografien und Reiseberichte bis hin zu satirischen Essays.

Die Themen des Zynikers Twain waren unter anderem vertauschte Identitäten, die Verwechslung zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen teleskopischer und mikroskopischer Sicht. Klingt postmodern? Genau. Nur dass Twain sich immer streng an die Regeln der Grammatik hielt.

Seine Bücher waren Bestseller – die er oft genug schrieb, um seine hohen Schulden zahlen zu können – und wurden in viele Sprachen übersetzt. Auch heute noch erscheinen Analysen dieses »Lincoln der Literatur«, wie ihn sein Freund Oliver Wendell Holmes einmal genannt hat.

Auf seinen Vortragsreisen war er eine Starattraktion, eine Berühmtheit, privat ein liebevoller Ehemann und Vater mit einem tragischen Leben: Drei seiner vier geliebten Kinder starben vor ihm, ebenso seine Frau. Sein Familiensinn war gepaart mit einer ungeheuren zynischen Verachtung für alle

Religionen und für die Menschheit im Allgemeinen. Mit Ausnahme seiner Familie, versteht sich.

Er war ein begeisterter Katzenfreund. Seine negative Meinung über die Menschheit tritt in den häufigen Vergleichen, die er zwischen unserer Gattung und den Tieren anstellt, deutlich zutage, auch in Werken wie dem passend benannten ›Perpetual Pessimist‹ [Der ständige Pessimist] und vielen anderen. Ein willkürlich ausgewähltes Zitat fasst viele andere zusammen: »Wenn man einen Menschen mit einer Katze kreuzen könnte, würde sich der Mensch verbessern und die Katze verschlechtern.«

Vier seiner Katzen hießen Appolinaris, Beelzebub, Blatherskite und Zoroaster. In einem Brief an eine Kinderzeitschrift erklärte Twain, er habe diese Namen »nicht aus Unfreundlichkeit« gewählt, sondern um seinen Kindern Übung bei »der Aussprache langer und schwieriger Wörter« zu geben. Einige andere Katzen in seinem Haushalt hatten zur Entspannung dann leichtere Namen: Sour Mash und Buffalo Bill und Tammany.

Twains Katzensgeschichten sind nie »süß«, außer – aus erzieherischen Gründen, wie wir sehen werden – die Geschichten, die er seinen Töchtern erzählte. Die Romankatze »Tom Quartz«, die in ›Durch dick und dünn‹, Twains überkandideltem Bericht über seine Erfahrungen als Goldgräber im Wilden Westen, auftaucht, zeigt, wie ungeheuer beliebt dieser Schriftsteller war: Kein Geringerer als Präsident Theodore Roosevelt (siehe dort) benannte eines seiner Kätzchen nach Twains Geschöpf aus dem Jahre 1872. Das Romanoriginal war ein zäher, rauer Typ mit einem unbeugsamen, störrischen Willen: »Sein Leben lang hat er keine Ratte nicht gefangen war ihm nicht fein genug.«

Dieser Macho-Kater hat »wie ‘n Dampfschiff geschnarcht«, schlief auf dem Mantel seines Herrchens und war

Bergbauexperte. Für neumodische Methoden wie zum Beispiel den Quarzabbau durch Sprengung hatte er nichts übrig, insbesondere, wenn ihn eine riesige Explosion in die Luft schleuderte. Er landete unversehrt in einiger Entfernung, »das gewöhnlichste Viech, was Ihnen je über'n Weg gelaufen is«, warf den Bergleuten einen empörten Zornesblick zu und stolzierte nach Hause, mit einem »verdammten Vorurteil gegen Quarzbau«.

Während Twains eigener Kindheit in einer Blockhütte im ländlichen Missouri hatte die Familie einmal insgesamt 19 Katzen, weil Twains Mutter immer bereit war, Notleidenden zu helfen, seien es nun Menschen oder Tiere gewesen. Wie Twain in seiner Autobiografie schreibt:

Die Heimatlosen, die Gejagten und die Gemeinsten unter den Katzen folgten ihr nach Hause und wurden freundlich begrüßt... Und unter der ganzen Meute [von immerhin 19] war nicht eine einzige, die einen guten Charakter oder irgendeinen Verdienst gehabt hätte.

So erklärt Twain, dem es immer um akkurate Berichterstattung ging, dass eben nicht jede Katze per Definition eine wunderbare Kreatur ist. Diese 19 Katzen »waren für uns alle eine ungeheure Last, auch für meine Mutter, aber sie hatten gerade kein Glück im Leben, und das reichte ihr als Grund. Sie mussten bleiben. Allerdings besser solche als gar keine Haustiere. Und wir durften keine Käfigtiere halten. Meine Mutter hätte es uns nicht einmal erlaubt, eine Ratte einzusperren.« Die leidenschaftliche Abscheu gegen Grausamkeit gegenüber Lebewesen in jeder Form hatte Twain wohl von seiner Mutter. Eines Tages in St. Louis, so erinnerte er sich, ging sie auf die Straße und »erstaunte einen Kutscher

höchlichst, der sein Pferd mit dem Griff seiner Peitsche auf den Kopf schlug«.

Sie nahm ihm die Peitsche weg und zwang ihm das Versprechen ab, sein Pferd nie wieder grausam zu behandeln. Diese Art von Aktion... war für sie ihr Leben lang typisch; durch ihr Verhalten machte sie stets klar, was sie wollte, und oft genug gewann sie dabei die Freundschaft der Menschen, die sie so angegriffen hatte.

Twain war auch einer der ersten Gegner männlichen Überheblichkeitsgebarens. Eine aus der endlosen Reihe seiner Anklagen gegen die Menschheit ist: »Die Gleichheit von Frau und Mann wurde bisher noch von keinem Volk zugestanden, sei es alt oder modern, zivilisiert oder wild.«

Oder bedenken Sie seine ironische Kritik an Darwin. In dem überaus passend betitelten und viel zu wenig bekannten Buch ›The Damn Human Race‹ [Das verdammte Menschengeschlecht] stellt Twain eine satirische »wissenschaftliche Studie« an, um die Wesenszüge der Menschen mit denen der »so genannten niederen Tiere« zu vergleichen. Die Ergebnisse dieser »sorgfältigen Experimente«, die er über Monate hinweg im Londoner Zoo durchführte, waren für unsere Gattung höchst beschämend. Denn während »Scheinheiligkeit, Neid, Boshaftigkeit, Grausamkeit, Rachsucht, Verführung, Vergewaltigung, Raub, Schwindelei, Brandstiftung, Bigamie, Ehebruch und die Unterdrückung und Entwürdigung der Armen und Hilflosen bei Menschen ziemlich regelmäßig vorkommen, ist dies bei Tieren nicht der Fall«. Twain geht die ganze Frage mit ironischem Humor an. Seine »sorgfältigen und erschöpfenden« Beobachtungen des Tierverhaltens zwangen ihn zu seinem großen Bedauern dazu, »meine Zustimmung zu Darwins

Theorie vom Aufstieg der Menschheit aus der Welt der niederen Tiere zurückzunehmen... und nun stattdessen eine neue und eher der Wahrheit entsprechende Theorie zu unterstützen, die wir den Abstieg der Menschheit von den höheren Tieren nennen wollen«.

Auf seinen unzähligen Reisen kam Twain auch in den Nahen Osten und lernte dort moslemische Bräuche kennen:

Auch Hähne halten sich einen Harem, aber mit dem Einverständnis ihrer Konkubinen, und so geschieht niemandem Unrecht. Männer halten sich einen Harem, aber nur mithilfe brutaler Gewalt, privilegiert durch schreckliche Gesetze, bei deren Aufstellung das andere Geschlecht nicht mitwirken durfte. In dieser Beziehung stehen Männer folglich auf einer weit niedrigeren Stufe als Gockel.

Was nun Katzen betrifft, na ja, sie sind »von lockerer Moral, aber sich dessen nicht bewusst. Bei ihrem Abstieg vom Niveau der Katze hat die Menschheit die lockere Moral der Katze beibehalten, aber das Unbewusste aufgegeben – das Einzige, was einen mit der Katze noch versöhnt. Katzen sind unschuldig, der Mensch nicht.«

Nach diesem Sperrfeuer negativer Ansichten ist es nun wirklich Zeit, dass wir uns dem zauberhaften und positiven »A Cat-Tale« zuwenden, das in »Letters from Earth« [Briefe an die Erde] erschienen ist. In seiner kurzen Einleitung schreibt Twain:

Meine kleinen Mädchen – Susy (acht Jahre alt) und Clara (sechs) – bitten mich oft, ihnen zum Einschlafen abends Geschichten zu erfinden... Während ich rede, geben sie ihre Kommentare ab und stellen Fragen und wir haben ziemlich viel Spaß. Ich habe gedacht, dass vielleicht auch andere

kleine Menschen einmal eines von meinen Schlafmitteln ausprobieren möchten – also biete ich dieses hier an.

Die Geschichte fängt damit an, dass Papa den Mädchen die Katze Catasauqua vorstellt, die in der Gegend lebte (damals in einer winzigen Stadt in Ost-Pennsylvania). Sie hatte keinen Nachnamen, weil sie eine schwanzlose Manx-Katze war. »Für eine Katze mit einem langen Schweif ist es nur gerecht und angemessen, einen Nachnamen zu haben, aber bei einer Manx-Katze wäre das pure Angeberei, ja sogar unehrenhaft.«

Wie viele lange Wörter dieser Twain seinen kleinen Mädchen vorsetzt! Dann stellt er Catasauquas Nachwuchs vor: Cattaraugus, den Ältesten, weiß, mit »hehren Prinzipien und einem reinen Herzen«; Catiline, den Jüngsten, schwarz, »selbstüchtig und niederträchtig, aufsässig und unaufrichtig... der manchmal auch gewalttätig wurde«.

Nun geht es weiter. Catasauqua beschließt, ein neues Haus zu bauen und eine Versicherung für den Neubau abzuschließen, »denn was diese Katze über Katallaktik nicht wusste, das zu lernen brauchten andere Katzen gar nicht erst zu versuchen«.

Clara: »Papa, was ist Katallaktik?«

Papa: »Das Wörterbuch erklärt uns, leicht verworren, dass es sich hierbei gewissermaßen um ein Halbsynonym für jene Wissenschaft handelt, die man gemeinhin als Volkswirtschaft bezeichnet.«

Clara: »Danke, Papa.«

Und so weiter und so fort, mit einer Unzahl von Katzenwörtern und noch mehr Fragen von Seiten der artigen kleinen Mädchen.

Tragischerweise war Clara das einzige von Twains Kindern, das ihn überleben sollte. Sie wurde Sängerin und heiratete 1909 den russisch-jüdischen Pianisten und Dirigenten Osip Gabrilowitsch. Sie gab gemeinsam mit ihm Konzerte. 1928

wurde er Ko-Dirigent von Stokowski beim Philadelphia Orchestra, was uns wieder ins Land von Catsauqua zurückbringt.

Twain übertrug in seinem Testament Clara, dem einzigen überlebenden Kind, die literarische Verantwortung für seine zahllosen unveröffentlichten Arbeiten. Als sie das Manuskript von ›Letters from Earth‹ las, das einige hinreißend komische Rekonstruktionen der Bibel und die unschuldige Katzensgeschichte enthielt, hatte Clara Einwände gegen die Veröffentlichung einiger Abschnitte, weil sie meinte, diese könnten ein »verzerrtes« Bild vom Denken ihres verstorbenen Vaters wiedergeben.

Das Buch erschien schließlich 1939 und hat seither viele Neuauflagen erlebt. Dem geneigten Leser wird dringend empfohlen, danach zu stöbern. Eine 1974 veröffentlichte Taschenbuchausgabe zitiert die folgende Rezension durch den bekannten Schriftsteller Howard Mumford in der ›New York Times‹: »Die Geisteshaltung ist diejenige von Swift, die intellektuelle Verachtung die von Voltaire.« (Ah, aber Mr Mumford hatte seine Hausaufgaben in Sachen Vierbeiner nicht gemacht! Voltaire war eifersüchtig auf den geliebten Hund seiner Mätresse, und obwohl er sich als Apostel der Toleranz aufspielte, hatte er gar nichts für Katzen übrig. Wie, so fragte er, können wir Interesse für ein Tier entwickeln, nach dem nicht einmal ein Sternbild benannt ist, wie zum Beispiel nach Löwen, Hunden, Stieren und Steinböcken? Vielleicht hatte Twain irgendwo in seinem umfangreichen Werk auch darauf eine Antwort?)

Zu Twains eigener Kindheit, an die er sich voller Nostalgie erinnert, gehörten glückliche Winterabende im Farmhaus seines Onkels, wo »eine faule Katze vor dem riesigen Kamin ausgestreckt lag; die Hunde dösten und meine Tante saß in einer Ecke am Kamin und strickte... im Hintergrund spielte

ein halbes Dutzend Kinder«. Im Sommer genossen die Kinder am meisten das Schwimmen im Bach – weil es verboten war. »Wir waren kleine Christenmenschen und man hatte uns schon früh den Wert der verbotenen Früchte gelehrt.«

Schule war kein Problem. Die Kinder »gingen im Sommer mehr oder weniger regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche hin«; das Beste waren die Mittagspausen mit dem (zu Fuß) von zu Hause gebrachten Essen. Twains Vater starb, als der Junge zwölf Jahre alt war, ebenso ein Bruder und eine Schwester. Die Familie war bitter arm und so fand die offizielle Schulbildung des Jungen ein Ende. Er war Autodidakt – lernte bei den ersten Jobs als Gehilfe eines Druckers und dann als Journalist und natürlich bei der Arbeit als Lotse auf dem Mississippi »von all den verschiedenen Menschentypen, die man in Romanen, Biografien und Geschichtsbüchern finden kann«.

Mit 32 Jahren pflegte er bereits seinen Zynismus. 1867 schloss er sich als Zeitungskorrespondent einer Reisegruppe an, die auf der ›Quaker City‹ eine Mittelmeerkreuzfahrt machen wollte. Seine Erfahrungen verarbeitete er zu ›The Innocents Abroad‹ [Die Arglosen auf Reisen]. Dieses Buch machte Twain über Nacht berühmt. Und es veränderte sein Leben, denn auf dem Schiff lernte er den wohlhabenden Bruder von Olivia Langdon kennen, die später seine Frau wurde. Aber ehe er sie kennen lernte, machte er bei einem Spaziergang auf Deck ihrem Bruder gegenüber die oft zitierte Bemerkung: »Ich bin wie ein alter, ausgebrannter Vulkan; die Feuer meines Lebens sind in mir alle erloschen.«

Das stimmte natürlich nicht ganz. 1870 heiratete er Olivia und ließ sich als freier Schriftsteller in Hartford, Connecticut nieder. 1874 arbeitete er mit Charles Dudley Warner, einem anderen begeisterten Katzenfreund, an dem Werk ›The Gilded Age‹ [Das vergoldete Zeitalter] zusammen.

Seine Ehe scheint ungetrübt glücklich gewesen zu sein (und warum sollten wir das nicht glauben?), nur war Olivia leider von schwacher Gesundheit. 1904 starb sie nach langer Krankheit. Twain schrieb: »Sie war der schönste und hochstehendste und edelste Geist, den ich je gekannt habe. Und nun ist sie tot.«

Hätte die moderne Medizin den frühen Tod von Twains einzigem Sohn mit nicht ganz zwei Jahren verhindern können, für den sich der Vater immer die Schuld gab, weil er mit dem Baby an einem kalten Tag spazieren gefahren war? Hätte man Susy retten können, die mit 24 Jahren an Hirnhautentzündung starb? (Wahrscheinlich.) Oder Jean, die dritte Tochter, die Epileptikerin war und wenige Monate vor Twains Tod beim Baden ertrank? Vielleicht.

Aber die Geschichte, wie ein »Quacksalber« Olivia geheilt hatte, ehe sie Twain kennen lernte, nachdem sie auf dem Eis gefallen war und sich zwei Jahre lang nicht hatte rühren können, sollte man in der Autobiografie unbedingt lesen (und das Geheimrezept Twains für sein wunderschönes, üppiges graues Haar). Das einzige Mitglied der Familie, das nach unseren Maßstäben ein hohes Alter erreichte, war Twains Mutter, die mit 88 Jahren starb.

Über den bewundernswerten Charakter seiner Tochter Jean schrieb Twain nach ihrem Tod: »Sie war eine treue Freundin aller Tiere und sie liebte sie alle, Vögel, Käfer, alle – sogar Schlangen –, das hatte sie wohl von mir. Sie kannte alle Vögel. Sie hat drei Tierschutzorganisationen gegründet, hier und in Europa.« Aber die größte Bewunderung des Vaters galt der Tochter Susy, die 13 Jahre vor Jean starb. Susy, die »wir bestaunten und anbeteten«, begann im Alter von 13 Jahren heimlich eine Biografie ihres Vaters zu schreiben.

Der erste Satz: »Wir sind eine sehr glückliche Familie.« (Würde sich heutzutage noch ein Kind trauen, etwas so

kitschig-traumallos Heiles zu schreiben? Ihre Mutter fand zufällig das Manuskript, zeigte es dem Vater und alles war gut.)

Susy schrieb weiter:

Ich werde nicht das Problem haben, dass ich nicht weiß, was ich über ihn schreiben soll, denn er ist eine *sehr* auffällige Persönlichkeit... Er sieht sehr gut aus, hat eine gute Figur... Er ist ein guter Mensch und sehr komisch. Er neigt allerdings zu Wutausbrüchen, aber das tun wir in unserer Familie alle. Er ist der netteste Mann, den ich je gesehen habe und je kennen werde – und, ach ja, so zerstreut... Er erzählt wunderbare Geschichten...

Papa benutzt eine sehr deftige Sprache, aber ich habe das Gefühl, dass sie längst nicht mehr so deftig ist wie zu Anfang seiner Ehe mit Mama. Eine Dame, die er kennt, unterbricht andere Leute immer gerne, wenn sie sprechen, und Papa hat zu Mama gemeint, er überlegt, ob er nicht zu ihrem Mann sagen soll: »Bin ich froh, dass Ihre Frau nicht da war, als Gott befohlen hat: ›Es werde Licht!«

Es gibt über Twain noch so viel zu erzählen. Aber wir müssen zum Schluss kommen und machen das mit einer Rückkehr zur ›Katzengeschichte‹, die geschrieben wurde, als Susy eine glückliche Achtjährige und Clara gerade sechs war. Twain selbst hat diese Geschichte illustriert. In einem Abschnitt zur Musik geht es um die Frage, ob Katzen singen, und dann zeigt ein Bild singende Katzen.

Susy: Oh, da ist ja ein Bild! Ist das ein Bild von der Musik, Papa?

Daran könnte nur jemand mit großen Vorurteilen zweifeln, mein Kind.

Susy: Hast du das gemalt, Papa?

Ja, ich bin wahrhaftig der Künstler.

Susy: Wie toll! Wie nennt man ein solches Bild, Papa?

Ein Kunstwerk, mein Kind. Da – halt es nicht so nah, lehne es an den Stuhl und gehe drei Schritte zurück; nun...

Susy: Du musst furchtbar viel wissen, Papa.

Ich habe diesen Ruf – zumindest in Europa. Aber hier halten mich die klügsten Köpfe für oberflächlich. Ich bin es aber zufrieden...

Hat Twain wohl je Edward Lear (siehe dort) kennen gelernt? Ein kleines Katzengedicht, das Twain seinen Töchtern vorsprach, sieht auf den ersten Blick beinahe aus, als wär's ein Stück von Lear. Aber in der Pointe kann sich Twain nicht mehr verleugnen, denn nicht einmal in einem kleinen komischen Vers kann er seine Sozialkritik verhehlen.

Es war einmal ein Kätzchen

Das fing ein kleines Rätzchen

Das bracht⁵ sie brav Mama nach Haus

Die sagte: »Mach 'nen Kuchen draus

Denn sie sieht nicht mehr taufrisch aus.

Ach was! Zur Armenspeise gib sie raus!«



KÖNIGIN VIKTORIA VON ENGLAND (1819-1901). Ihre Regierungszeit von 1837 bis 1901 gab einer ganzen Epoche voller Selbstgefälligkeit, Fortschritt, Wohlstand und Prüderie – für viele, wenn auch sicherlich nicht für alle – ihren Namen.

White Heather, die Katze, die der Königin gegen Ende ihres langen Herrscherlebens Gesellschaft leistete, war ein Lieblingstier – eines von vielen in einer langen, langen Reihe geliebter Tiere, die im Herzen der britischen Königsfamilie immer einen besonderen Platz einnahmen. White Heather lebte mit der großen Familie der Königin im Buckingham Palace – und mit unzähligen Hunden.

Die waren natürlich alle reinrassig und spiegelten die internationalen Familienbande der Windsors wider. Da gab es die Pommeraner Beppo, Lulu, Marco, Mop, Nino und Fluffy, die Dackel Waidemann und Deckel, den Scotchterrier Laddie, den Mops Bully, den King-Charles-Spaniel Dash, den Pudel Turi, den Labrador Retriever Sharp und den Terrier Spot. Als Beweis der Begeisterung für alles Exotische diente der Pekinese Looty.

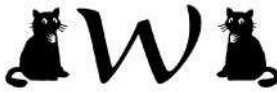
White Heather lag der Königin aber besonders am Herzen: Zu den letzten Jahren einer Monarchin passt vielleicht auch eine wohlherzogene Katze besser als ganze Rudel energiegeladener Pommeraner. Nach dem Tod Königin Viktorias genoss die Katze weiterhin königliche Pflege und als

sie schließlich starb, betrauerte sie der neue Herrscher, Viktorias Sohn Eduard VII. aufrichtig.

Die Tierliebe ist, wie wir wissen, in der britischen Königsfamilie erblich (wie natürlich auch die vielen Bediensteten, die ständig in den königlichen Gärten unterwegs sind und hinter der Menagerie sauber machen). Was die gegenwärtige Generation allerdings nicht geerbt zu haben scheint, ist die strenge Moral, die Treue und die Pflichterfüllung Königin Viktorias. Es könnte durchaus sein, dass ein geheimnisvoller Abglanz von White Heathers katzenhaftem Benehmen überhand nahm, als die Königin älter wurde.

Interessant ist, dass die Britischen Inseln, die früher einmal für ihre weit verbreitete Hundebegeisterung bekannt waren, inzwischen auf Katzen umgeschwenkt sind. Die Hundezahl ist von 7,3 Millionen vor nicht allzu langer Zeit auf 6,8 Millionen gesunken, während die Katzen sich von 5,3 Millionen auf 7,3 Millionen vermehrt haben.

»Heute ist hier die Katze König«, wurde ein Tierarzt aus Cambridge kürzlich in der Londoner Presse zitiert. Es gibt also jetzt in England ein paar Millionen Könige, wo früher einmal eine einzige Königin einer ganzen Epoche ihren Namen lieh.



HORACE WALPOLE (1717-1797). Schriftsteller, Reisender, Katzenbewunderer. Zu seinen Lieblingen gehörte eine Tigerkatze namens Selima. Sie erkrankte, erlangte aber poetische Unsterblichkeit.

Walpoles literarischer Ruhm beruht hauptsächlich auf seiner umfangreichen Korrespondenz mit Freunden. Er kannte viele Große seiner Zeit und schrieb ihnen zauberhafte Briefe. Sein veröffentlichter Briefwechsel mit der geistreichen Französin Madame de Deffand wurde sofort zu einem sensationellen Bestseller. Napoleon bat sogar um die Druckfahnen, um sie auf dem Feldzug nach Russland zu lesen. Einige Briefe Walpoles an Madame de Deffand wurden auf dessen Wunsch vernichtet.

Was nun Selima, das Tigerkätzchen, angeht, die hat Walpoles Freund Thomas Gray in einer Elegie verewigt. Denn eines furchtbaren Tages vor zweieinhalb Jahrhunderten (wahrscheinlich 1747) erkrankte sie in einem Goldfischteich, völlig in den Bann geschlagen von der möglichen Beute:

Das sittsamste der Katzenkinder,
Selima setzt' sich grübelnd nieder,
Und starrte auf den See dort unten.

Steil reckte sie und freudig ihren Schwanz:
Das runde Antlitz, ihr schneeweißer Bart,
Die sammetweichen Pfoten,
Das Fell, das Tigerstreifen trug,

Die rabenschwarzen Ohren und das grüne Aug',
All das stand ihr vor Augen – und sie schnurrte wonniglich.

Aber, o tragischer Augenblick! Was sah Selima? Zwei »Engelsgestalten«, die im Wasser vorüberglitten, einen verräterischen »goldenen Schimmer«. Und »es reckte sich die unglückselige Nymphe... streckte sich vergebens nach dem Preis«.

Denn welches Frauenherz kann Gold verachten?
Und welche Katze liebt nicht Fisch?

Über Jahrhunderte hinweg haben die Leserinnen und Leser das Ende dieser armen Katze mitverfolgt. »Sie stürzt' hinein.« Achtmal hat sie es fast geschafft, wieder herauszuklettern, »miaut' zu jedem Wassergott / Ihr rasche Hilf zu schicken«.

Aber es sollte nicht sein. Die Moral, die uns der Dichter deutlich vor Augen stellt, ist: Seid vorsichtig, all ihr schönen Geschöpfe, denn

Nicht alles, was das wache Auge in Versuchung führt
Und auch das mut'ge Herz, ist vom Gesetz als Preis erlaubt.
Längst ist nicht alles Gold, was glänzt!

Thomas Gray (1716-1771) schrieb das Gedicht über die Katze seines Freundes Walpole beinahe dreißig Jahre, nachdem die beiden in Eton Freundschaft geschlossen hatten, und sieben Jahre nach einem Zerwürfnis der beiden auf einer Italienreise. (Sie hatten sich schon wieder versöhnt, als Selima ertrank.)

Der Katzenfreund Samuel Johnson (siehe dort) soll sich »herzlich über Gray mokiert haben«, weil er Walpoles Selima als »Nymphe« bezeichnete. Was für hohe Gefühlswogen doch

die Katzen bei Englands großen toten Dichtern aufgepeitscht haben!

Walpole gehörte der Aristokratie an – er war der vierte Graf von Oxford, Sohn eines wichtigen Staatsmannes. Gray war arm – eines von zwölf Kindern, von denen elf im Kleinkindesalter starben. Der Tod war ihm in Gedanken nie fern. Der einstmals berühmte Essayist William Hazlitt schreibt über Gray in seinem Essay ›The Shyness of Scholars‹ [Die Schüchternheit der Gelehrten] Folgendes (denn alles, was in jenen Tagen im literarischen England Rang und Namen hatte, war miteinander bekannt, und man berichtete bereitwilligst von den Neurosen der anderen):

Gray ist zu bemitleiden. So stark war seine extreme Bescheidenheit oder peinliche Genauigkeit, dass sie den Kontakt mit den anderen am College unterband, dass sie ihn daran hinderte, sich unter die Herde zu mischen, bis er sich schließlich wie die Eule vor jeglicher Gesellschaft und vor dem Tageslicht verschloss und auch wie die Eule gejagt und verspottet wurde, wann immer er zufällig auftauchte...

Er starb wahrscheinlich an nervlicher Erregung über das Ansehen, das seine Gelehrsamkeit, sein Geschmack und sein Genie seinem Namen verschafft hatten.

Hazlitt lässt sich nun ausführlich über Walpoles immer wieder einmal unterbrochene Freundschaft zu Gray aus, eine traurige Variante des Gedichtes vom Kauz und der Katze. (Und was ist mit Hazlitt selbst? Spätere Experten nannten ihn »streitsüchtig und wenig liebenswert«. Wie weit wir doch durch die neugierige Selima in dieses Thema eingedrungen sind!)

Walpole war ganz anders – gesellig, dem Klatsch sehr zugeneigt, an politischen Ereignissen interessiert und glücklich und zufrieden in seiner »kleinen gotischen Burg« Strawberry

Hill, die er selbst entworfen hatte und wo er eine Privatdruckerei gründete. Hier erschienen Grays ›Pindarsche Ode an den Fortschritt der Poesie‹ und viele seiner eigenen Werke.

Um Walpole in der Weltgeschichte einordnen zu können, soll nun ein Brief zitiert werden, den er während der Amerikanischen Revolution an seinen Freund Sir Horace Mann, den britischen Gesandten in Florenz, schrieb:

In aller Bescheidenheit kann ich nicht umhin zu denken, dass ich gewisse prophetische Züge besitze. Zumindest haben wir Amerika noch nicht erobert. Ich habe Ihnen nicht sofort von unserem Sieg in Boston berichtet, weil der Erfolg nicht nur sehr zweifelhaft schien, sondern auch weil die Eroberer dreimal mehr Verluste hatten als die Besiegten...

Der [amerikanische] Kongress schläft nicht und hat einen Generalissimo ernannt, Washington, einen sehr fähigen Offizier [der übrigens in Mount Vernon die ersten Präsidentenkatten beherbergte].

»Nun«, schließt der Zyniker Walpole, »wir wären wahrhaft besser auf Raubzug nach Indien gegangen, das wäre ein weitaus lohnenderer Handel gewesen.«

Walpole schrieb an seine Freunde über alle möglichen Themen, angefangen von der Beerdigung des Schauspielers David Garrick (ausschweifend) bis hin zu den ungeheuren Dinern und Bällen in den in der Nähe gelegenen Herrenhäusern, auf denen er im reifen Alter von fünfzig Jahren noch mit jungen Damen tanzte.

Es folgt eine Episode über einen »unterhaltsamen« Streit mit dem Historiker Edward Gibbon (der sein Haus mit einem Pommeraner und einem Papagei teilte und das berühmte Buch ›Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen

Reiches< geschrieben hat). Gibbon schickte in der Hoffnung auf Lob ein Exemplar des Buches an Walpole. Stattdessen mokierte sich dieser über ihn (Katzenfreund gegen Hundefreund?).

Walpole zitiert dieses Gespräch in einem Brief. Er habe zu Mr Gibbon gesagt:

Es tut mir leid, dass Sie sich an einem so widerwärtigen Thema wie der Geschichte Konstantinopels versucht haben. Es steht darin so viel über Arier und Eunomier und Halbpelagier... dass Sie zwar die Geschichte so gut wie nur möglich geschrieben haben mögen, ich aber wohl nicht die Geduld aufbringen werde, sie auch zu lesen.

Gibbon lief rot an. Seine gerundeten Gesichtszüge quetschten sich in scharfe Kanten. Er schürzte sein kleines Mündchen, klopfte heftig auf seine Schnupftabaksdose und sprach: »Sie ist so noch nie zusammengestellt worden« – so *gut* zusammengestellt, wollte er hinzufügen –, aber er verschluckte diese Worte.

Nun, seither habe ich ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen, obwohl er sonst ein-, zweimal in der Woche zu Besuch gekommen ist.

Zurück zu Gray, der über Selimas Tod berichtete. Sterblichkeit ist das Thema in mehr als einem seiner berühmteren Gedichte. In der ›Elegie auf einem Dorfkirchhof‹ gibt es einen Vierzeiler über einen anonymen Menschen – der sich besser benahm als Selima und daher nicht namentlich erwähnt wird.

Weitab von allem Menschentrubel und dem schändlichen
Gewühle

Haben nie sich seine Wünsche in die Irre führen lassen.

Im kühlen, abgeschied'nen Tal des Lebens
Ging er stets mit leisen Schritten seiner Wege.

Und zum Schluss noch ein Schnipselchen aus einem Brief von Gray an Walpole: »Unter den Dichtern werde ich nur eine kleine Krabbe sein.«

HAROLD WILSON (1916-1995), von 1964-1970 und von 1974-1976 zweimal Premierminister von Großbritannien. Seine politische Heimat war die (ziemlich zerstrittene) Labour Party. Zu seiner persönlichen Familie gehörte die viel geliebte Siamkatze der Wilsons. Sie hieß Nemo (ein schöner lateinischer Name, der »Niemand« bedeutet).

Mehrere andere Mitglieder des Labour-Kabinetts und auch einige Politiker der Opposition waren ebenfalls Katzenfreunde. Katzen haben bekanntlich keine Probleme beim Überschreiten politischer Demarkationslinien.

Nemo war verzogen und privilegiert und genoss sein Leben auf dem wunderschön gepolsterten Sofa der Wilsons, wohlwollend betrachtet vom Premierminister, seiner Gedichte schreibenden Frau und den beiden gut aussehenden Söhnen. Die anderen Labour-Katzen jener Zeit führten ein ebenso fürstliches Leben, was den italienischen Botschafter einmal zu dem Ausspruch veranlasste, wenn er sein Leben noch einmal leben könne, würde er gerne »in London Katze sein... oder in meinem Land Kardinal«. Allerdings hatten nicht alle Londoner Katzen das Glück, einem Labour-Minister zu gehören. Und der italienische Botschafter hatte wohl vergessen, welche Privilegien Katzen im Haushalt verschiedener Kardinale genossen (siehe Richelieu, Papst Leo XII.).

Wilson gehörte nie zum Proletariat. Er war Sohn eines Apothekers, ging in Oxford zur Universität, formte sich dort

seinen Begriff von sozialer Gerechtigkeit und kletterte die Erfolgsleiter linker politischer Macht hinauf. Er hatte die Ereignisse im eigenen Land und in der Weltpolitik genau im Blick und kannte die Regierungspraxis aus dem Effeff. Obwohl er als farblos galt, hatte er durchaus auch eine andere Seite. Er war für seinen Humor bekannt und hatte beste Beziehungen zu Filmemachern und Verlegern. Gegen den Willen der Opposition setzte er Adelstitel für P. G. Woodehouse (dessen Katze Webster hieß) und Charlie Chaplin (siehe dort) durch. Und die Zionisten haben ihm seine Unterstützung für Israel nicht vergessen.

Die Geschichte ist mit Wilson nicht besonders nett umgegangen, weder was seine Aktivitäten bei internationalen Problemen anging, noch was die Rolle seiner Regierung bei der Verstaatlichung der Industrie anbetraf. Seine etwas wilderen Gegner beschuldigten ihn, ein »russischer Agent« zu sein, und die meisten anderen Probleme – Irlandfrage, Arbeitslosigkeit – machten ihm während seiner ganzen Karriere zu schaffen. Alles in allem wäre wohl für diesen Premierminister, den Nemo vom Sofa aus musterte, das passende Lied ›Nobody (außer Nemo) knows the trouble I've seen‹.

THOMAS WOLSEY (1472 oder 1473-1530), englischer Kardinal und Super-Staatsmann. Er soll bereits mit 14 Jahren seinen Universitätsabschluss in Oxford (B. A.) gemacht haben, ein nützlicher früher Start für den schnellen Aufstieg unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. Ziel seiner Politik war, alle Macht um den Monarchen zu zentrieren und seine eigenen Funktionen und Titel mit ungeheurer Extravaganz und mit Pomp zu inszenieren. Er soll auch mindestens so viele uneheliche Kinder wie Heinrich VIII. gezeugt haben.

Wolsey war die treibende Kraft hinter der englischen Außen- und Finanzpolitik und war für Bündnisse und Kriege verantwortlich. Er wollte Papst werden und spielte eine entscheidende Rolle bei der Scheidung Heinrichs VIII. von seiner vierten Ehefrau, Katharina von Aragon (die vorhergehenden waren alle enthauptet worden). Auf dem Gipfel seiner Macht wurde Wolsey wegen Hochverrats verhaftet und starb als gebrochener Mann.

Was für eine perfekte Persönlichkeit für Katzenpräsenz auf allerhöchster Ebene! Die grenzenlose Zuneigung des Kardinals zu seiner Katze war in ganz England berühmt. Das Tier saß ihm immer auf dem Arm, ganz gleich welcher Würdenträger gerade kam, um dem allmächtigen Kardinal seine Reverenz zu erweisen, um ihm – und vielleicht der Katze? – kostbare Geschenke zu machen. Die Katze aß zu allen Mahlzeiten mit Wolsey (nur das Beste natürlich).

Ein geistreicher zeitgenössischer Beobachter, der venezianische Botschafter, schrieb in seinen Memoiren, die Katze sei so unglaublich verzogen gewesen, so »mächtig«, dass »man sicherlich seit Caligula nicht dergleichen gesehen hat«. (Der Verweis bezieht sich nicht auf eine Katze Caligulas, sondern auf die ungeheure, wahnsinnige Grausamkeit dieses Kaisers selbst.)

Derselbe venezianische Diplomat zeichnet uns auch ein Bild des Kardinals:

Er ist sehr gut aussehend, gelehrt, außerordentlich redegewandt, ermüdet nie und besitzt ungeheure Fähigkeiten. Er allein wickelte alle Geschäfte ab, die sämtliche Magistrate und Räte betreffen, zivile wie strafrechtliche. Alle Staatsgeschäfte führt er allein... Er ist ernst, entscheidet übermäßig oft zugunsten des Volkes, insbesondere der Armen...

Leider ist kein gleichermaßen ausführliches Porträt von Wolseys Topkater erhältlich. Andere Augenzeugenberichte über Wolsey sind auch nicht ganz so schmeichelhaft. Wolseys Ego war anscheinend ungeheuer, und ein anderer Zeitgenosse beschrieb ihn als »den stolzesten Prälaten, der je lebte«.

Er benahm sich wie ein König. Er »zwang die Dienerschaft, ihn auf Knien zu bedienen, ließ sich von Bischöfen die Schnürsenkel binden und von Herzögen die Schüssel halten, wenn er sich die Hände wusch...« Und so weiter. Jedenfalls ganz nett für die Katze, die sich das alles mit ansehen durfte.

Kein Geringerer als Shakespeare ist der berühmteste Porträtist Wolseys. In seinem Drama ›König Heinrich VIII.‹ erzählt er vom Aufstieg und Fall dieses erstaunlichen Katzenfreundes. Es befasst sich ausführlich mit der Rolle des Kardinals in der berüchtigten Scheidungssache. Shakespeare schrieb das Stück etwa achtzig Jahre nach Wolseys Tod, als die Zuschauer noch bestens über die dramatischen Ereignisse Bescheid wussten: Mari hatte damals ein längeres Gedächtnis als heute, wenn auch Shakespeare in seinem Epilog zu diesem Stück (in einem eigenartigen Vorgriff auf unsere heutigen Fernsehgewohnheiten) meint:

Zehn gegen eins, dass unser Spiel nicht allen Behaglich war.
Der schlief mit Wohlgefallen Zwei Akte durch...

Man ist versucht, ausführlich aus ›Heinrich VIII.‹ zu zitieren, denn wie oft erscheint schon ein Katzenfreund bei Shakespeare in einer so prominenten Position: Leider hat jedoch Shakespeare die Katze in den vielen Szenen mit Wolsey einfach ausgeklammert (die Persönlichkeit des Kardinals wird von allen Mitgliedern des großen Ensembles analysiert).

Deswegen beschränken wir uns widerwillig auf einige wenige Zitate aus dem Munde Wolseys in der Formulierung von Shakespeare.

Aus Szene zwei im dritten Akt, in der Wolsey klar wird, dass er in Schwierigkeiten geraten ist, nachdem er aus Versehen dummerweise einen wichtigen Brief in einem Paket an den König geschickt hat:

Nun, dann ist's aus!
Ich stand auf meiner Größe höchster Sprosse,
Und von der Mittagslinie meines Ruhms
Eil' ich zum Niedergang. Ich werde fallen,
Wie in der Nacht ein glänzend Dunstgebild,
Und niemand mehr mich sehn.

Und bei Shakespeare hat er nicht einmal mehr seine Katze bei sich!

Schließlich zitiert ein Höfling in der zweiten Szene im vierten Akt Wolseys letzte Worte, bevor er in einer Abtei ehrlos und in Ungnade stirbt:

Ein Greis, zerknickt im wilden Sturm des Staats,
Legt hier bei Euch sein müdes Haupt zur Ruh';
Gönnt aus Erbarmen ihm ein wenig Erde!

Der Höfling fügt noch hinzu, am Ende seines Lebens...

... gab er reuig,
Versenkt in Tränen, Sorg' und tiefer Andacht,
Der ird'schen Welt den eitlen Ruhm zurück,
Sein geistlich Teil dem Herrn, und starb in Frieden.

Letzte Katzenfreunde

Eine kleine Liste weiterer Katzenliebhaber – keineswegs vollständig, weil es mir an Zeit, an Raum und an den erforderlichen neun Leben mangelt.

Der Schauspieler Mickey Rooney liebte seine Katze General Felix. Der russische Komponist Alexander Borodin nannte seine Katze Fischer, weil sie im Fluss in der Nähe Fische fing. H. G. Wells gab seiner Katze den förmlichen Namen Mr Peter Wells. Die schnurrenden Freunde des Schauspielers James Dean hießen Louis XIV. und Marcus.

Elizabeth Taylor liebt Tiere – und erlebte sicherlich mit ihnen mehr glückliche Tage als mit ihren vielen Ehemännern. Einer davon soll darauf bestanden haben, ins Watergate (!) Hotel zu ziehen, wo man keine Haustiere duldet. Anstatt sich von ihren Katzen (unter anderem Cleo, Jeepers Creepers und Jill) zu trennen, ließ sich die Schöne lieber von ihrem Ehemann scheiden.

Der Science-Fiction-Autor Ray Bradbury hatte 15 Katzen, aber der Schriftsteller Anthony Burgess übertrifft diese Zahl mit Leichtigkeit – er hatte in Malaysia 35! Charles de Gaulle war seiner Gris-Gris sehr verbunden. Und Shirley Temple hatte außer Hunden auch noch die Katzen Godzilla und Nicole. Wilhelmina, Charles Dickens' Katze, stellte fest, dass sie die Aufmerksamkeit des viel beschäftigten Schriftstellers am einfachsten dadurch auf sich zog, dass sie ihm die Kerze auf dem Schreibtisch auspustete.

Unser letztes Zitat stammt von Colette. Ihre Katze hieß Zwerg und war die zentrale Figur in ihrem Buch ›La Chatte‹

[Die Katze]. Als Zwerg starb, schrieb seine trauernde Freundin:

Wir sollten uns nur gestatten, unser Herz an Papageien und Schildkröten zu hängen. Allerdings könnten wir es dann wohl auch nicht ertragen, dass sie uns überleben und unglücklich sind. Doch in der Liebe kann man nichts vorherplanen. Wir wollen daher auf Abruf glücklich sein...